Paed. Pr.
500.

Paed. Pr.
500

Bourier

<36632915680011

<36632915680011

Bayer. Staatsbibliothek

pag. 113.

Der
Einsiedler in Sicilien,

oder:

Die Macht des Gewissens.

Eine moralische Erzählung aus den Zeiten der sicilianischen Vesper,

für die reifere Jugend

von

Prof. F. Bourier,
Verfasser der „Waise aus Marseille."

Mit einem Stahlstiche.

Bayerische Staatsbibliothek München

Augsburg, 1842.
Druck und Verlag der **K. Kollmann'schen** Buchhandlung.

Wien, bei C. Gerold, Braumüller und Seidel.

Luzern, bei Gebr. Räber.

317.83.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

Auf dem höchsten Gipfel der Apenninen in Sicilien, zwischen Palermo und Messina, in jenem gesegneten Lande, wo Orangen- und Olivenbäume in einem ewigen Sommer mit Blüthen und Früchten prangen; wo Gärten und Fluren von dem rauhen Hauche des Winters unserer nördlich gelegenen Gegenden nie angeweht, das Festgewand der Natur nie ablegen, sah man noch vor wenigen Jahren, an der Stelle, wo die Gebirgskette sich in zwei Arme theilt, dessen einer sich bis an das westliche Ende der Insel, der andere südlich bis an das Vorgebirg von Passaro erstreckt, die Ruinen eines ehemals prächtigen Schlosses. Der Alles zerstörende Zahn der Zeit hat auch diese letzten Spuren vernichtet, und von der ehemaligen Pracht dieses Aufenthalts eines vornehmen und mächtigen Geschlechtes, ist nichts übrig geblieben. Die Bewohner der Gegend, welche einige Sagen aus jenen Zeiten aufbewahrt haben, erzählen sie mit fabelhaften Zusätzen den neugierigen Fremden, welche das Gebirg ersteigen, um die großartige Aussicht zu genießen, die sich dem Auge entfaltet, und zeigen die Stelle, wo ehemals die Burg stand.

Ein schmaler, steiler, fast ganz verwachsener Weg führt zwischen unersteiglichen Felsen, und an tiefen Klüften hinauf, und windet sich in schlangenförmigen Krüm-

mungen, bis zu der Höhe, wo einige Vertiefungen und Steinhaufen die Stelle der Gräben und Mauern der Burg bezeichnen. — Ein Anblick, der unwillkürlich an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert . . . . ! —

Sicilien ist ein von der Natur begünstigtes Land. Dort wirkt sie in rastloser Thätigkeit, und überläßt der Hand des Menschen fast nur die geringe Mühe der Erndte. Es ist aber auch das Land der Vulkane, und der großen Erderschütterungen. Häufige Erdbeben und feuerspeiende Berge, deren verheerende Lavaströme weit ringsum die Felder versengen, verkünden den innern Aufruhr.

Politische und abergläubische Schwärmerei pflanzt sich fort von einer Generation auf die andere, und so träge der Sicilianer sonst in allen Verrichtungen des Lebens ist, so eifrig und feurig ist er, wenn es gilt, seine Rache zu befriedigen, seinen abergläubigen Wahn, oder seine Nationalehre zu vertheidigen.

Lange und blutige Revolutionen, welche jedes andere, minder fruchtbare Land zu Grunde gerichtet haben würden, gingen fast spurlos vorüber, weil dort die thätige Natur den Boden, beinahe ohne das Zuthun der Bewohner befruchtete, welche, in ihren Bürgerkriegen begriffen, den Ackerbau, und Alles, worauf sich das Wohl eines Staates gründet, vernachlässigten.

Doch was frommt dem Menschen jene üppige Fülle der Erndten, jene reichen Bergwerke aller Art, jener immerwährende Frühling, der das Land in ein ewiggrünes Kleid hüllt, wenn er den Frieden, dieses unschätzbare Geschenk der Gottheit, nicht besitzt! — Der Friede ist die erste Bedingung des Glückes, und wird am häufigsten angetroffen, wo Fleiß und Thätigkeit alle Kräfte der Menschen in Anspruch nehmen.

Die obenerwähnte Ruine war die des Stammschlosses der Grafen Leonardi, einer der reichsten und angesehensten Familien des Landes. Sowohl der kühne, prachtvolle Bau, als die wahrhaft fürstliche innere Einrichtung desselben, verkündete es dem staunenden Auge der Wanderer, deren nur wenige Sicilien verließen, ohne dieses stolze Meisterwerk von Kunst und Natur gesehen zu haben. An jeder Ecke des Gebäudes, welches Jahrhunderten trotzen zu müssen schien, erhob sich ein gezackter, und mit Schießscharten versehener Thurm, von wo aus das Auge ringsum über grüne Wiesen, Weinberge und üppige Felder, eine unabsehbare Aussicht auf das mittelländische Meer umfassen konnte.

Westlich lag in ziemlich weiter Ferne der Aetna mit seinen, trotz der glühenden Asche, die er aus seinem Schlunde auswirft, immer grünen und fruchtbaren Abhängen; nordwestlich, beinahe in gleicher Entfernung, die liparischen Inseln mit ihren vielen Vulkanen; und die nächste Umgebung der Burg selbst war so sinnig mit Gängen und Büschen von duftenden Orangen- und Jasminsträuchern, mit schattigen Alleen von Kastanien und Feigenbäumen bepflanzt; Natur und Kunst hatten so viel aufgeboten zur Verschönerung dieses Aufenthalts, daß man ihn mit Recht das Paradies von Sicilien nennen konnte.

Und wenn man nun nach dieser Beschreibung fragt: „Wohnte aber auch Friede und Glück in diesem glänzenden Palaste des Reichen?“ — so antwortet die Geschichte: „Nein! Neid und Leidenschaft verscheuchten beides aus demselben.“ Und wer wird nicht ausrufen: o dann, ist das Loos der Unglücklichen, die ihn bewohnten, eher zu bemitleiden, als zu beneiden. Lieber ein Stück schwarzes

Brod in Frieden, als die köstlichsten Speisen, die der Neid und Zwietracht vergällt.

Graf Carlo Leonardi hatte von seiner überaus glücklichen Ehe zwei Söhne: Federico und Alfonso. Beide Jünglinge waren an Alter nur zwei Jahre von einander; ihre Gemüthsart aber war sehr verschieden. Alfonso, der Jüngere, war nicht nur jener Liebe und Eintracht, die unter allen Menschen, am Meisten aber unter Geschwistern herrschen soll, ganz fremd, sondern schon in zarter Jugend nährte er im Herzen ein neidisches Gefühl, eine Abneigung, die später in einen tiefen Haß gegen Federico ausartete. In diesem, anfangs kindischem Neide, welcher leicht zu verbessern gewesen wäre, fanden die unseligen Auftritte, die später den Vater, die Söhne und die ganze Familie mit Gram und Trauer erfüllten, ihren Ursprung.

Federico, ein leutseliger, sanfter Jüngling, trug in seinem edlen Herzen den Keim aller Tugenden, das schönste Erbtheil seiner leider zu früh verklärten Mutter. Er war offen und liebevoll gegen Jedermann, selbst gegen seinen Bruder, ungeachtet des mürrischen und lieblosen Benehmens, womit ihm dieser täglich begegnete. Eine Vorliebe, welche Federico durch sein einnehmendes Wesen, und durch seine Sanftmuth dem Vater einzuflößen schien, mochte die Eifersucht und später den Haß des Jüngern gegen seinen Bruder veranlaßt haben.

Mit tiefbetrübtem Herzen sah Graf Carlo Leonardi die zunehmende Abneigung Alfonso's gegen Federico. Er sah voraus, in welchen Abgrund diese Leidenschaft seinen Sohn stürzen könnte; allein es war zu spät: dem biegsamen Zweig kann der Gärtner jede Richtung geben, die er will; den Stamm aber, der in einer krummen Rich-

tung groß gewachsen ist, vermag seine Hand nicht mehr gerade zu biegen.

Kurz nach der Geburt des Alfonso hatte der Tod dem Grafen Carlo seine geliebte Gattin entrissen, und er trauerte um so mehr über diesen herben Verlust, da er sich, trotz seines beträchtlichen Vermögens, wegen der Mißhelligkeiten, welche in seinem Hause herrschten, im schon ziemlich vorgerückten Alter unglücklich und vereinzelt fand.

Federico bemühte sich indessen, seinen geliebten Vater durch kindliche Liebe und allerlei Aufmerksamkeiten aufzuheitern, und diese zarte Behandlung, so wie die sanfte, fromme Gemüthsart des Erstgebornen, hatte ihm auch den ersten Platz in dem Herzen des Vaters eingeräumt. Und wiewohl Graf Carlo sich diese Vorliebe zu dem Aeltern seiner Söhne selbst nicht gestehen wollte, so gab er sie doch unwillkürlich bei mancher Gelegenheit zu erkennen. Wenn er eine Jagdpartie, oder eine Spatzierfahrt in die herrlichen Thäler, welche seine Burg beherrschte, und die fast so weit das Auge reichte sein Eigenthum waren, veranstaltete, so war es immer vorzugsweise Federico, welcher die Begünstigung erhielt, ihn begleiten zu dürfen.

Dieser Vorzug entging dem ohnehin schon sehr reitzbaren Alfonso nicht, und seine Lieblosigkeit gegen Federico faßte desto tiefere Wurzeln, je zärtlicher dieser von dem Vater behandelt wurde. Diese Erbitterung wuchs mit jedem Tag, und Alfonso, welcher bisher jede Begegnung seines Bruders vermieden hatte, fing nun an, ihn aufzusuchen, um ihn bei der geringsten, ja oft ohne Veranlassung zu schelten, und Händel zu suchen, bloß um Gelegenheit zu haben seine Galle auszuschütten.

„Bruder,“ sagte einmal der friedliebende Federico zu ihm, als dieser wieder in seinem Mißmuth ohne Grund einen Streit anfangen wollte; „Bruder, es ist nicht recht, daß wir so in Uneinigkeit leben, und unserem greisen Vater seine alten Tage vergällen, anstatt sie ihm durch vereinte Liebe und Eintracht zu versüßen. Komm, laß uns von nun an den Bund erneuern, den die Natur um unsere Herzen schlang, und in friedlichem Einklang der Bruderliebe unser sorgenfreies Leben genießen! — Sieh, schon oft vergoß ich bittere Thränen, wenn ich dachte, daß wir, uns zur Qual und Schande, unserm Vater zum tiefen Kummer, so in stetem Hader leben. Die Tiger und Löwen dulden einander in der Wüste, und Brüder sollten es nicht! — Gott hat für uns mehr Quellen des Glückes fließen lassen, als für Millionen unserer Mitmenschen, und wir sollten sie mit Zwietracht und Lieblosigkeit vergiften! — O nein, nein! wir wären seiner vielen Wohlthaten nicht würdig, wenn wir fortführen uns gegenseitig, und dadurch unsern guten alten Vater zu kränken. — Komm, Alfonso, laß dich brüderlich umarmen, und wenn ich dir je eine Veranlassung gegeben habe, mir zu zürnen, so vergib es mir und nimm die Versicherung, es war nicht bös gemeint, und grolle mir nicht.“

Bei diesen Worten hatte sich Federico mit ausgebreiteten Armen seinem Bruder genähert, um ihn an seine treue Brust zu drücken. Allein der grollsüchtige Alfonso, den dieser versöhnende Schritt seines ältern Bruders nicht rührte, hielt mit umgewandtem Gesichte seinen Arm gegen ihn ausgestreckt, um ihn zurückzuweisen, und wagte, durch diese schmähliche Kälte, das letzte Band zu zerreißen, welches entfremdete Herzen aussöhnen konnte.

Wie versteinert blieb Federico lange in dieser Stellung

vor dem gefühllosen Bruder stehen, und als dieser sich aus dem Gemach entfernte, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, brach er in einen Strom von bittern Thränen aus. „O du, der du in das Innere meines Herzens siehst, mein Gott!“ rief er mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes aus, „du weißt wie aufrichtig und liebevoll ich diesen Schritt zur Versöhnung machte; du weißt, daß ich meinen Bruder nie mit Willen kränkte, und wirst es mich nicht entgelten lassen, wenn der Friede nicht unter uns wohnt, wie unter Brüdern. Du bist gut und gnädig; verzeih' ihm seine Härte, und flöße ihm bessere Gesinnungen gegen mich ein. Auch will ich mich ferner befleißen, ihm durch treue Liebe zu beweisen, daß ich der seinigen nicht unwürdig bin.“

Federico wollte sich in den Garten begeben, um in der freien, reinen Luft eines schönen Sommertages, unter den duftenden Alleen von Orangenbäumen seine gepreßte Brust zu erleichtern, als ihm sein Vater auf der Thürschwelle entgegen kam.

„Ich suchte dich eben, Federico,“ sagte der Greis, „um dich zu fragen, was wieder zwischen dir und deinem Bruder vorgefallen seyn mag. So eben sah ich ihn in den Hof wie ein Rasender hinuntereilen; sein zerstörtes Aussehen, sein Zorn, den er an einem Hunde, welcher ihm in den Weg kam, mit Schlägen ausließ, sind ohne Zweifel die Folgen eines neuen Zwistes mit dir. Kinder, eure Zwietracht bringt mich früher in's Grab, als es bei einem stillen friedlichen Leben der Fall gewesen wäre. — Sprich, Federico, was habt ihr wieder für Händel mit einander gehabt?“

„Keine, bester Vater,“ antwortete Federico, indem er die Spuren seiner Thränen zu verwischen suchte. „Al-

fonso ist reitzbaren und trübsinnigen Gemüths," erwiederte der alte Graf; "behandle ihn mit Schonung; sieh ihm seine Launen nach, wie ich es thue; vermeide Alles, was seine Empfindlichkeit reitzen könnte; durch diese Nachgiebigkeit wirst du vielen der unseligen Mißhelligkeiten ausweichen, die mir mein Alter so sehr verbittern. Nicht wahr, Federico, dein Vater kann dieses Opfer deiner kindlichen Liebe von deinem guten Herzen erwarten? — Gott wird es dir dießseits und jenseits lohnen. Wo sollen nun Liebe und Eintracht, diese erhabenen Töchter des Himmels wohnen, wenn sie aus dem Kreise der Geschwister verbannt sind?"

Federico war bei diesen Worten seines Vaters tief gerührt; er verschwieg ihm aber den Vorfall, der ihn sehr geschmerzt hätte, um ihn gegen seinen Bruder nicht zu erbittern, und nahm sich den festen Vorsatz, Alfonso, trotz seiner Härte und Lieblosigkeit, mit aller Schonung zu begegnen, und ihn mehr als bisher durch Sanftmuth und Zuvorkommenheit auf die Bahn der Bruderliebe, die er verlassen hatte, zurückzuführen. Und von diesem Augenblicke an war ihm kein Opfer zu groß, um zu seinem edlen Zwecke zu gelangen. Durch die zarteste Aufmerksamkeit, und tausend Beweise von liebevoller Aufopferung war Federico täglich beflissen, das Herz seines Bruders zu rühren. Doch diese Willfährigkeit, welche jeden minder Grollsüchtigen erweicht haben würde, schien auf Alfonso die entgegengesetzte Wirkung zu machen. Die Abgeschiedenheit, in welcher er, trotz aller Ermahnungen seines Vaters lebte, nährte seine grollsüchtigen Gefühle, und vergrößerte seine Abneigung gegen den Bruder.

Wenn die Leidenschaft so tiefe Wurzeln in das Herz geschlagen hat, so reißt sie den Menschen unaufhaltsam

in einen Abgrund, wo kein Friede, kein Glück zu finden ist. Sie erstickt jedes bessere Gefühl, indem sie die Seele und das Herz mit Bitterkeit erfüllt, wie das Unkraut in einem verwahrlosten Boden die edlern Pflanzen vertilgt, welche die sorgsame Hand des Gärtners hineinpflanzte. Liebe zu allen Erdenbrüdern ist der Grundstein, worauf der Schöpfer die Glückseligkeit dieser Welt gebaut; wer diese erhabene Tugend entbehrt, steht einsam unter Millionen; sein Herz ist öde und leer, wie die von der Sonne versengte Wüste; alle Freuden sind ihm vergällt, alle Genüsse, womit der Schöpfer unser Daseyn verschönerte, sind ihm fremd, er selbst ist sich und andern zur Last.

So war es auch mit dem unglücklichen Alfonso. Er hieng so unausgesetzt seinen grollsüchtigen Gedanken nach, daß sein Herz jedem andern, bessern Gefühl verschlossen war.

„Armer Alfonso,“ seufzte oft Federico, der den innigsten Antheil an der traurigen Gemüthslage seines Bruders nahm, und seine menschenscheue Lebensweise mehr für eine Art von Melancholie hielt, als für die Wirkung der Abneigung, welche er ihm einflößte; „könnte ich die finstern Geister verscheuchen, die dich deinem Bruder entfremden; könnte ich einen Theil der warmen Liebe, welche ich wahrhaft für dich empfinde, in dein Bruderherz einfließen lassen, o wie würde es mich beseligen! Kein Opfer würde ich scheuen, um in deiner Seele ein Gefühl zu erwecken, das dein freudenlos dahinschleichendes Leben verschönern, es in Lust und Glück verwandeln könnte!“

In seinen Gebeten vergaß der fromme Federico nie seines unglücklichen Bruders. — „O Gott!“ schloß er immer seine andächtigen Betrachtungen, „du hast mich mit allerlei Vortheilen begabt, welche Millionen von meinen Mitmenschen missen; du hast mich in einem hohen

Stand geboren werden lassen, und mir ansehnliche Reichthümer bescheert; du schenktest mir einen liebevollen Vater, und ein der Liebe und Dankbarkeit empfängliches Herz —, o gewähre mir nur noch eine Bitte, — laß in das Herz meines Bruders einen Funken deiner himmlischen Liebe dringen, laß unsere Herzen mit gleichen Gefühlen schlagen, daß ich ihn mit Wahrheit Bruder nennen kann!“

Zweites Kapitel.

Der Jahrestag.

Es ergab sich einmal, daß Graf Carlo Leonardi, bei Gelegenheit eines Jahrestages, den er feiern wollte, ein großes Fest veranstaltete, wozu er viele der Ansehnlichsten aus der Gegend einlud. Große Vorbereitungen wurden getroffen; denn es sollte eines der glänzendsten Feste werden, welche seit vielen Jahren Statt gefunden hatten. Graf Carlo, welcher seit lange fast jedem Vergnügen entsagt zu haben schien, traf alle Anordnungen, und man merkte an ihm eine Zufriedenheit, welche alle Züge des Greises verjüngte. Spiele, Stiergefechte, Schauspiele aller Art und Jagden sollten das Fest verherrlichen, und damit es glänzender würde, schrieb Graf Carlo an mehrere vornehme Freunde, die sich in der Hauptstadt Palermo aufhielten, und lud sie dringend ein, ihn an dem bestimmten Tag mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Er war an Jahren vorgerückt; Gram und Kummer hatten sein Haupt schon früh gebleicht, und seine Lebenskräfte so sehr geschwächt, daß er sich von dem Ziele seiner irdischen Laufbahn nicht mehr fern glaubte; und in dieser

Voraussicht wollte er, um nach seinem Tode jede Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen seinen Söhnen, in Betreff seiner Verlassenschaft zu beseitigen, vorschützende Maßregeln treffen, und auch seine alten Freunde, mit welchen er in den glücklichen Jahren seiner Jugend manche selige Stunde verlebt hatte, noch ein Mal um sich versammelt sehen.

Die meisten folgten der treuherzigen Einladung des alten Freundes. Einige trafen sogar schon vor dem bestimmten Tage auf seinem Schloß ein. Ein reges Treiben unterbrach die stille Einförmigkeit des Hauses. Graf Carlo schien einen Rückschritt in seine Jugendjahre gemacht zu haben; er fühlte sich wieder wie ehemals selig im trauten Kreise seiner alten Bekannten, welche durch manche schöne Erinnerung an die glückliche Vergangenheit die Stunden erheiterten, und deren muntere Laune ihren gastfreundlichen Wirth fröhlich stimmte.

„Erinnert ihr euch noch unserer Ausflüge auf die Berge Siciliens, Graf Leonardi," sagte Graf d'Elby, einer der Gäste. „Es sind wohl über zwanzig Jahre her." — „Und dennoch," erwiederte Graf Carlo, „ist es noch frisch in meiner Erinnerung, daß ihr mir auf dem Maccaluba das Leben rettetet. — Ich hatte mich unvorsichtiger Weise fast zu der Oeffnung gewagt; der Boden war steil und glitschig und ein seltsames, donnerähnliches Getöse, welches ich aus dem Innern des Berges kommen hörte, erregte so sehr meine kühne Neugierde, daß ich, ohne die Gefahr zu bedenken, immer weiter hinaufkletterte. Ich war kaum mehr fünfzig Schritte von dem Schlunde entfernt, als ich, von der Anstrengung erschöpft, ausruhen mußte. Nach und nach verdoppelte sich das unterirdische Getöse und ich sah eine Fluth von trübem Wasser und

dicken, dunkeln Schlamm, der einen übeln, schwefelartigen Geruch weithin verbreitete, aus der Oeffnung des Berges herausströmen. — Ich sah mit Schrecken die Unvorsichtigkeit meiner Neugierde, und die drohende Gefahr. Ich wollte schnell umkehren, und versuchen einen Felsen zu erreichen, welcher mir gegen den herabströmenden Schlamm, der mich zu verschlingen drohte, einen Schutz geboten hätte. Da glitt ich aus, und fiel so unglücklich, daß ich mir einen Fuß verletzte. — Ein unvermeidlicher, schrecklicher Tod würde mein Loos gewesen seyn, hätte nicht ein edler Freund sein eigenes Leben gewagt, um das meinige zu retten und mich an seinem schützenden Arme glücklich hinunter geleitet. — Diese Aufopferung eures großmüthigen Herzens ist in unauslöschlichen Zügen in dem meinigen gegraben, bester Graf d'Elby," fügte Leonardi hinzu, indem er sich mit feuchten Augen an die Brust seines Jugendfreundes warf, "und hat sich bisher nie eine Gelegenheit dargeboten, euch meine Dankbarkeit für euren Liebesdienst zu bezeugen, so glaubt fest, daß sie nur mit meinem Leben erlöschen wird."

"O schweigt davon," erwiederte Graf d'Elby, "es war ja nur Freundespflicht und an meiner Stelle hättet ihr dasselbe gethan." Dann lenkte er das Gespräch auf einen heiterern Gegenstand. —

Nach und nach fanden sich alle geladenen Gäste ein. Jeder Neuankommende wurde herzlich bewillkommt und vermehrte die Fröhlichkeit, welche seit einigen Tagen im Schloße herrschte. Unter dem gastfreundlichen Dach, welches wohl zwanzig Gäste hohen Standes schirmte, war nur Ein Mund, der sich zum fröhlichen Scherzen und Lachen nicht verzog. Alfonso theilte die allgemeine Freude nicht. Während sich Alles bei den veranstalteten Belusti-

gungen der ungezwungensten, herzlichsten Fröhlichkeit hingab, zog er sich in die abgelegensten Winkel zurück, und überließ sich seinen melancholischen Gedanken.

Federico suchte ihn oft auf, und bemühte sich, ihn zu bewegen, in dem fröhlichen Kreise Erheiterung zu suchen. Allein jedes freundliche Wort des ältern Bruders zerschellte an dem Starsinne des jüngern.

Der eigentliche Festtag kam endlich an, und noch hatte Graf Carlo Leonardi die Veranlassung zu dem Feste Niemanden mitgetheilt. Keiner wagte, ihn darüber zu fragen.

Als der Morgen des zur Festlichkeit bestimmten Tages angebrochen war, versammelte der Graf seine Gäste, sowie seine zwei Söhne in dem großen Ahnensaale, und sprach: „Ihr kennt Alle nicht, hochgeschätzte Freunde, die Veranlassung zu dieser mir so theuern Versammlung. Ihr sollt sie sogleich aus meinem Munde erfahren. Heute sind es gerade zwanzig Jahre, daß wir an diesem Orte ein Fest feierten, welches mein Herz mit den innigsten, seligsten Gefüllen erfüllte. Seit dieser langen Reihe von Jahren wurde es von manchem Sturm des Schicksals heimgesucht, und nie werden die Wunden heilen, die es mir schlug. Doch will ich nicht murren gegen die Beschlüsse der Vorsehung. Hat auch Gott, unter andern Prüfungen, eine geliebte Gattin, nach kurzem, aber reinstem ehelichem Glücke, von meiner Seite abgerufen, so hat er mir am Tage, dessen zwanzigstes Wiederkehren wir heute zu feiern versammelt sind, einen Sohn geschenkt, der mir in meinen herben Prüfungen Trost und Beruhigung für den Verlust der theuren Dahingeschiedenen bieten sollte. Ich danke ihm täglich für die Erhaltung dieses, so wie meines zweiten Sohnes, und hege keinen sehnlichern

Wunsch, als sie beide recht glücklich zu sehen. Gott möge jede Widerwärtigkeit von ihren Häuptern abwenden, und sie in Liebe und Eintracht auf dem Wege der Tugend, bis zum dunkeln Ziele ihrer irdischen Laufbahn glücklich wandern lassen.

Um diesem gefeierten Jahrestag ein Denkmal zu errichten, und meinen geliebten Kindern einen Beweis meiner väterlichen Liebe zu geben, habe ich beschlossen, sie beide von heute an in den Besitz der Güter zu setzen, die ich jedem bestimmte. Federico, als mein Erstgeborner, erhält diese Stammburg, nebst den dazu gehörigen Gründen und Höfen; Alfonso dagegen die Landsitze Cascati und Tortelli. —

Ferner behalte ich mir, bis mich Gott in ein besseres Jenseits aufnehmen wird, meine übrigen Besitzungen, welche, nach Abzug der besondern Schankungen, die man in meinem eigenhändigen Testamente finden wird, laut desselben in gleiche Theile unter meinen Söhnen getheilt werden sollen.

Diese Verfügungen, wovon ich jedem meiner Söhne eine eigenhändige Abschrift hiemit übergebe, traf ich nach Recht und Gewissen, und absichtlich bei meinen Lebzeiten und in Gegenwart meiner geschätztesten Freunde, um die Gewißheit mit in das Grab nehmen zu können, daß die von mir hinterlassenen Güter kein Gegenstand des Zwistes und der Uneinigkeit werden. Gott, der die gute Absicht meines Herzens sieht, möge sie segnen, und mir in den Tagen, die mir seine Güte auf dieser Welt noch schenken wird, die Freude, das unaussprechliche Glück zu Theil werden lassen, meine Kinder recht glücklich, und in brüderlicher Eintracht leben zu sehen.“ —

Federico war über diese zärtliche Vorsicht seines ge-

liebten Vaters und über die Liebe und Güte, welche er ihm und seinem Bruder durch diese Handlung bewies, tief gerührt. Er näherte sich mit Thränen, welche die verschiedenen Gefühle, womit sein Herz erfüllt war, aus seinen Augen hervorlockten, und küßte stumm und mit dem Ausdrucke der wärmsten Dankbarkeit die Hand seines Vaters. Er war zu tief ergriffen, um mit Worten die Lage seines Herzens zu erkennen zu geben; aber sein kindlicher Dank sprach sich in seiner Rührung und in den ausdrucksvollen Blicken, die er dem Himmel sandte, deutlicher aus, als es die beredteste Zunge vermocht hätte.

Alfonso, in dessen Innern ein heftiger Sturm zu kämpfen schien, war unbeweglich an seiner Stelle geblieben. Aller Anwesenden Augen waren auf ihn gerichtet; Niemand wußte sich die Aufregung zu deuten, die er kaum überwältigen konnte.

Da umringten die hohen Gäste Federico, und begrüßten ihn als neuen Burgherrn, indem sie ihm ihre Glückwünsche darbrachten. Dieser Umstand, verbunden mit der Rührung, welche Carlo ergriffen hatte, machte daß er Alfonso's Seelenzustand nicht bemerkte. Dieser aber, welcher in den Verfügungen seines Vaters eiue Bevorzugung seines Bruders zu sehen glaubte, und überdieß ergrimmt war, daß das Fest, welches gerade an Federico's Geburtstage gefeiert wurde, ihm zu Ehren veranstaltet worden war, fühlte seinen Ingrimm mit verdoppelter Gewalt in seinem Busen, und um ihn zu verbergen, benützte er den Augenblick, wo alle Gäste um Federico standen, und entfernte sich unbemerkt aus dem Saale.

Hierauf begab mau sich in die Schloßkapelle, wo zur Verherrlichung dieses denkwürdigen Tages ein feierlicher Gottesdienst gehalten wurde. Federico's inbrünstiges Ge-

det hatte zum Gegenstand die Erhaltung des inniggeliebten Vaters, und die Besserung des Herzens seines Bruders; denn es war ihm nicht entgangen, daß Alfonso, während der ganzen Handlung im Schloßsaale, in peinlicher Aufregung gestanden hatte. Und da er ihn in der Kapelle nicht sah, so zweifelte er nicht, daß irgend etwas sein empfindliches Gemüth unangenehm berührt haben müsse.

Nach beendigtem Gottesdienst begaben sich alle Herren in den Saal, wo ein prächtiges Mahl ihrer wartete. Alle nahmen Platz. Ein Gedeck blieb unbesetzt, und Graf Carlo, so wie Federico vermißten sogleich Alfonso. Wo mochte er verweilen, während die herzlichste Freude Alle an dem Tische des Gastmahles vereintgte? — Diese Wahrnehmung verdüsterte das frohe Antlitz des Greises, der gerne Alle, am liebsten aber seine Kinder, recht froh gesehen hätte.

Federico, der in den verfinsterten Zügen seines Vaters die Kränkung gelesen hatte, erhob sich unter einem schicklichen Vorwand, und ging, um seinen Bruder zu suchen, und ihn zu der Tafel zu bringen. Nachdem er ihn im ganzen Schlosse vergebens gesucht hatte, begab er sich in den Garten.

Am Ende einer der entlegendsten Orangen-Alleen, in einer von dichtem Gebüsch beschatteten Laube, saß Alfonso auf einer Rasenbank, den glühenden Kopf auf seine beiden Hände gestützt, und in tiefes Nachsinnen versunken. Er gewahrte die Annäherung seines Bruders nicht, denn in seinen düstern Gedanken war er wie losgerissen von dieser Welt.

„Alfonso, mein Bruder, Herzensbruder,“ weckte ihn Federico von seinen Träumereien; „was ist dir? warum

sonderst du dich ab, während Alles nur Freude und Jubel athmet?" —

Freude und Jubel mag der neue Burgherr athmen, und Alle die ihm zugethan sind, entgegnete Alfonso hämisch; „so weit ist es aber noch nicht gekommen, daß ihm Graf Alfonso Leonardi huldigt."

„Was für ein Wahn wandelt dich an, Bruder?" versetzte Federico freundlich; „was sprichst du von Huldigung? Ich verlange ja nur deine Freundschaft, deine Liebe, ohne welche mir alle Herrlichkeit der Welt nur eine Last ist. O schenke sie mir, Alfonso; mit welchem unbewußten Vergehen habe ich sie verwirkt? Fordere von mir was du willst als Beweis meiner ungeheuchelten Liebe; ich bin bereit dir jedes, noch so große Opfer zu bringen; aber kränke mich nicht länger durch deine Kälte. Komm, Bruder, gib meinen Bitten nach; laß uns von nun an in brüderlicher Eintracht einen schönen Kranz um das graue Haupt unsers geliebten Vaters winden, und im schönsten Einklang unserer Herzen dieses ohnehin kurze Pilgerleben Hand in Hand wandern. — Komm an meinen Busen, der dir so warm, so liebevoll entgegenschlägt. —— Alfonso, strafe dein Herz nicht Lügen; es ist nicht so kalt, als es deine ernste Miene zeigt; — laß es frei handeln; und wenn sich dein Mund sträubt auszusprechen, daß du mir nicht mehr gram bist; so gib es mir durch einen Blick, durch das leiseste Zeichen zu erkennen, du machst mich glücklich, unaussprechlich glücklich." —

Kalt wie ein Marmorblock in den Eingeweiden der Erde blieb der grollsüchtige Sicilianer, und verbiß einige Worte, die ihm sein unversöhnlicher Haß gegen den Bruder einflößte.

Nun sah Federico mit blutendem Herzen, daß er auf

diese Weise Alfonso nicht von seinem Starrsinn abbringen könne, und im Bewußtseyn, wie sehr das Ausbleiben seines Bruders mißfällig aufgenommen werden müsse, machte er noch einen Versuch, um seinem Vater, dem er mit kindlicher Liebe zugethan war, diesen Aerger zu ersparen.

„Alfonso,“ sagte er nach einer Pause; „wenn du gegen alle meine Bitten taub bist; wenn die liebevollen Worte deines Bruders nicht vermögen dich zu rühren, so wirst du den Befehlen unseres Vaters nicht zuwider handeln wollen; er trug mir auf, dir seinen Willen zu verkünden, daß du ohne Verzug in den Saal kommen sollst, und dir zu melden, daß er von dir erwarte, du werdest durch dein Benehmen, die allgemeine Fröhlichkeit nicht stören.“ —

Bei diesen Worten Federico's, stand Alfonso auf und folgte stumm seinem Bruder. Diese kleine Nothlüge hatte die erwünschte Wirkung, und obwohl Federico durch die Härte seines Bruders sehr gekränkt seyn mußte, so freute er sich doch im Innern, seinem Vater einen Kummer ersparen zu können.

Drittes Kapitel.

Die Eberjagd.

Herzliche Freundschaft, zwanglose Fröhlichkeit herrschte im muntern Kreise. Graf Carlo selbst, der seit einer langen Reihe von Jahren in trauriger Einförmigkeit und freudenleerer Einsamkeit, fern von allen geräuschvollen Vergnügungen lebte, schien an diesem Tage ein ganz anderer Mann zu seyn; und Federico, dem die Zufriedenheit seines Vaters näher ging, als sein eigenes Glück, freute sich

herzlich über die ungewöhnliche Heiterkeit des theuren Greises.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne waren hinter dem westlichen Gebirge verglommen; ein purpurrother Streif bezeichnete noch die Stelle, wo sie kurz vorher verschwunden; die heiße Sommerluft wurde durch einen sanften Seewind gekühlt, und die frohen Gäste saßen im traulichen Kreise, in der duftenden Laube des Burggartens. Ein lebendiges Gespräch rief längstvergangene schöne Zeiten in die Erinnerung der Freunde zurück, und erheiterte die letzten Stunden eines glücklich und fröhlich durchlebten Tages, als ein schwarzer, zottiger Eber aus dem Gebüsche in geringer Entfernung von dem Gartenzaune rannte, und grunzend durch die Felder dem Walde zu entfloh. „Der kommt uns eben recht," sprach Graf Carlo, „wissen wir doch, was wir morgen zu thun haben." —

Die Eberjagd wurde auf den folgenden Tag beschlossen und angeordnet, und da es unterdessen Nacht geworden war, schieden die freudetrunkenen Freunde, um nach kurzer Ruhe, neue Lust zu genießen.

Ehe die ersten Strahlen der Sonne am östlichen Horizont auftauchten, waren schon alle munter und gerüstet.

In dieser frühen Morgenstunde war der Burghof durch Waffengeklirr, durch die Stimmen der Herren und Knechte, so wie durch das Kläffen der ungeduldigen Rüden belebt. Die Bogen wurden untersucht, und wo es nöthig war, mit frischen Sehnen versehen; die Pfeile geschärft, die Waidmesser geschliffen, und als Alles in Ordnung war, gab das Hüfthorn das Zeichen zum Aufbruch.

Unter fröhlichen Gesprächen und Gesängen verließen die Schützen die alterthümliche Burg, und wanderten

gruppenweise, über die steilen, von wohlriechenden Orangen- und Jasminsträuchern beschatteten Stege dem Walde zu.

Als sie an dem Platze angekommen waren, wo Graf Carlo, nach eingezogenen Erkundigungen, wußte, daß sich mehrere Eber befinden sollten, wies er jedem der Schützen seine Stelle an, und gab das Zeichen zum Beginn der Jagd. Das Hüfthorn ertönte; die gewaltigen Rüden sprangen muthig und voll Ungeduld, und kaum vermochten die Knechte sie so lange aufzuhalten, bis sie die Stelle erreicht hätten, wo sie von den Kuppelriemen befreit werden sollten.

Endlich erscholl in hundertfältigem Echo das Waldhorn; die feuerigen Doggen schlugen an, und ihre furchtbaren Stimmen hallten in dem Walde und an den schroffen Wänden der Gebirgsfelsen, wie der Donner.

Junge und alte Jäger standen mit dem Bogen in der Hand, voll jener bangen Erwartung, welche dem Waidmann das Herz lauter pochen macht. Die Rüden rückten immer lauter kläffend dem Stande der Jäger näher. Noch hatte sich kein Wild sehen lassen.

Da fuhr plötzlich ein schwarzer, zottiger Eber aus dem Dickicht hervor, und wollte sich seinen Verfolgern durch die Flucht entziehen. Ein Pfeil zischt durch das Gebüsch, und das ungeheure Thier, dessen Wuth durch die leichte Wunde die es erhalten hatte, nur gereizt worden war, stürzte schnurstracks auf den nächsten Jäger, um ihn mit seinen Hauern zu zerfleischen. Dieser schoß auf das wüthende Wild. Der Pfeil traf zwar; doch war er nicht tödtlich. Der Eber raffte sich schnell wieder auf, und ging mit verdoppeltem Ingrimme auf den Schützen, der sicherlich das Opfer des Unthiers geworden wäre, wenn ihm Gott nicht noch zur rechten Zeit einen Retter

gesandt hätte; denn als er einen zweiten Pfeil abschießen wollte, brach bei zu großer Spannung der morsche Bogen entzwei. Der Unglückliche, welcher sich wehrlos dem wüthenden Eber preisgegeben sah, war Alfonso. Er täuschte sich nicht über die Gefahr, die ihm drohte; nur noch einige Augenblicke, und es war um ihn geschehen; ein jämmerlicher Tod wäre unvermeidlich sein Loos gewesen.

Da gewahrte Federico die verzweifelte Lage seines Bruders; um ihm das Leben zu retten, war kein Augenblick zu verlieren. Mit ängstlicher Besorgniß um ihn, eilte er mit gespannter Sehne dem zottigen Wild entgegen und obwohl er noch in ziemlich weiter Entfernung war, schoß er, voreilig aus Bangigkeit und aus Furcht der Eber möchte seinen Bruder früher erreichen, als ihn sein Pfeil getroffen haben würde. —

Federico war ein gewandter Schütze; doch dießmal mochte bei der Aufregung, welche ihm die augenscheinliche Lebensgefahr seines Bruders verursachte, sein sonst richtiges Augenmaß ihn verlassen haben, oder der Pfeil durch eine unmerkliche Bewegung seines zitternden Armes, oder vielleicht auch durch einen Zweig von seiner Richtung abgelenkt worden seyn. — Wie dem auch sei, der verhängnißvolle Pfeil, der dem Eber zugedacht war, traf unglücklicherweise Alfonso, der in seinem Blute schwimmend auf den Boden niedersank. —

Federico sah ihn stürzen, hörte sein Stöhnen. In seiner Verwirrung und Verzweiflung wußte er nicht, was er zuerst thun sollte.

Ohne mehr auf den Eber zu achten, der übrigens von den eben herbeikommenden Hunden zur weitern Flucht genöthigt, sich in's Dickicht verloren hatte, dachte er nur an Alfonso, den er unwillkürlich gemordet hatte, indem

er ihn retten wollte. Er eilte zu der Stelle hin, und sank bewußtlos auf das geröthete Gras, als er seinen Bruder todtenblaß und regungslos daliegen sah. —

Indessen hatten die Doggen die Spuren des Ebers wieder gefunden und verfolgt, und ihn, der schon durch zwei Wunden ziemlich geschwächt war, fast zerrissen, als mehrere der Jäger dazu kamen und ihnen die Beute entrissen.

Nach und nach langten sie Alle an der Stelle an, wo das fürchterliche Gebell der Hunde und der Siegesund Freudenruf der Jäger die noch Abwesenden herbeilockte.

Sie standen im Kreise um den erbeuteten Eber, lachten und scherzten und freuten sich des erkämpften Sieges über das Ungeheuer, als Graf Carlo, sich nach allen Seiten mit unruhigen Blicken umsehend, besorgt fragte: „Wo bleiben denn meine Söhne? Hier an dem Kreuzweg stellte ich Federico; und dort bei dem großen Oelbaum, unweit des Zitronenstrauches, wies ich Alfonso seinen Posten an. Wo mögen sie nun verweilen, während das Horn schon längst das Zeichen gegeben, daß die Jagd für heute beendigt ist? — Mein Gott! es wird mir doch dieser Freudentag durch kein Unglück verbittert seyn!“

Während der alte Graf Carlo so sprach, und sich, wie von einer düstern Ahnung gequält, unruhig nach den Vermißten umsah, näherte er sich dem Gebüsch, wo er Alfonso aufgestellt hatte, indem er seine Söhne aus allen seinen Kräften rief und in sein Hüfthorn blies, daß man es eine halbe Meile weit hören konnte. Um seine Besorgnisse zu verdrängen, sagte ihm Graf d'Elby, der sich eben genähert hatte, daß es möglich und sogar wahrscheinlich sei, daß die beiden Brüder den Weg zu dem Meierhof eingeschlagen hätten, wo man übereingekommen war, sich nach der Jagd zu versammeln.

Diese schwache Beruhigung des Greises währte nicht lange; denn als er nur noch einige Schritte von dem Gebüsche entfernt war, sah er mit Schauder den blutigen Leichnam Alfonso's und neben ihm Federico auf dem gerötheten Grase liegen. — Welch ein Anblick für das zartfühlende Herz eines liebevollen Vaters! —

Im ersten Augenblick seines bittern Schmerzes, der nur von jenen recht begriffen werden kann, welche einmal unvermuthet ein theures Wesen von ihrer Seite entreißen sahen, wollte er seiner plötzlich enggepreßten Brust durch einen Schrei Luft machen. Die Stimme erstarb auf seinen Lippen; seine Kniee zitterten; er fühlte sein Vaterherz wie durch die Klauen von zehn Geiern zerfleischt und wäre fast in seiner Verzweiflung bewußtlos zu Boden hingesunken.

Er raffte alle seine Kräfte zusammen und wankte zu dem blutigen Schauplatze hin, unfähig seinen Gedanken eine geregelte Ordnung zu geben, und während tausend düstere Bilder seine fast bis zum Wahnsinn aufgeregte Fantasie umgaukelten.

Graf d'Elby kam mit mehreren andern Gästen eben in dem Augenblicke hinzu, als Graf Carlo mit einem entsetzlichen Schrei, der, wie ein durch den Sturm gepeitschtes Wasser, das die Dämme durchbricht, sich aus seiner bewegten Brust Luft machte, auf seine Söhne niederstürzte, und empfingen ihn in ihre Arme. — —

„Allmächtiger Gott! was ist das?“ rief Graf d'Elby erschrocken. „Alfonso in seinem Blute schwimmend und Federico vielleicht — — doch nein!“ setzte er hinzu, „er scheint nur ohnmächtig zu seyn. — Großer Gott! was ist hier vorgefallen!“

Es wurden sogleich die nöthigen Anstalten getroffen, um den alten Vater und seine zwei Söhne in die Burg

zu bringen; denn Keiner gab ein Lebenszeichen. Die zarteste Pflege der Freundschaft wurde ihnen ertheilt. Ein Wundarzt, welchen man sogleich geholt hatte, untersuchte die Wunde des Alfonso und erklärte sie für gefährlich, doch, bei recht schonender Behandlung, nicht tödtlich.

Federico, welcher in diesem Augenblicke wie von einem schweren, düstern Traum erwachte, vernahm diesen Ausspruch. Er holte einen tiefen Seufzer aus, und sprach mit einem Ausdrucke, in welchem sich zugleich Schmerz und Freude kund gaben, indem er seine Hände faltete und sie, sowie seine Augen gegen den Himmel emporrichtete: „Habe Dank, mein Gott! für den Trost, den du durch den Mund dieses Menschen in mein Herz fließen läßt; — du wirst ihm das Leben erhalten und den zentnerschweren Vorwurf des Brudermordes nicht auf meine Seele laden. Du siehst in die verborgendsten Winkel meines Herzens; deinem allsehenden Blicke bleibt nichts geheim und das ist mir ein süßer Trost; denn du weißt wie schuldlos ich, wie rein und liebevoll meine Absicht war. — Ich wollte meinen Bruder aus der drohendsten Lebensgefahr retten, und wäre bald sein Mörder gewesen.“ —

Federico's Stimme wurde immer leiser und nur an seinem unbeweglich gegen den Himmel gewandten Blicke, so wie an der Bewegung seiner Lippen konnte man wahrnehmen, daß seine Gedanken nicht auf dieser Welt, sondern in den himmlischen Wohnungen, vor Gottes Throne weilten, und Ihm ein Herzensanliegen vortrugen.

Indessen waren seine Worte für die Umstehenden ein Schlüssel zu dem Räthsel. Nun wußte man, der Hauptsache nach, daß Alfonso durch seinen Bruder verwundet worden war, indem dieser ihm das Leben retten wollte.

Der sorgsamsten Pflege der Freunde, und der umsichts-

vollsten ärztlichen Behandlung gelang es, Alfonso nach kurzer Zeit wieder herzustellen. Die Gesundheit seines Vaters und Bruders, welche nur aus Theilnahme und Besorgniß leidend war, hielt mit der Genesung des Kranken gleichen Schritt; allein die Erschütterung war für den alten Herrn zu groß gewesen, als daß er sich so schnell von derselben gänzlich hätte erholen können.

Die Gäste verließen allmählig die Burg und bald befanden sich Graf Carlo und seine zwei Söhne wieder allein. Alfonso war von seiner Wunde völlig genesen; sein finsteres Gemüth war aber durch die letzten Ereignisse nur noch mehr verwildert. In der Anordnung, welche sein Vater aus liebevoller Vorsicht getroffen hatte, sah er nur Zurücksetzung für ihn, Bevorzugung für seinen Bruder; und er wies mit Unwillen jede Vorstellung zurück, wenn ihm sein Vater in dieser Hinsicht eine Aufklärung geben wollte, und ihm mit schonenden Worten die Unbilligkeit seines Benehmens vorhielt.

Auch war er gegen Federico mehr als jemals erbittert; er ließ seiner Gehäßigkeit freien Spielraum und entblödete sich nicht, ihn, der ihm mit eigener Lebensgefahr zu Hülfe geeilt war, einer mörderischen Absicht zu beschuldigen.

Diese verletzende Zumuthung kränkte Federico um so mehr, da er einsah, daß sie jede Versöhnung mit seinem leidenschaftlichen Bruder auf immer unmöglich machte. Indessen suchte er in seinem Gewissen, in dem Bewußtseyn, daß er nie einen unrechten Gedanken gegen Alfonso gehabt, seine Beruhigung, seinen Trost. Er vergab ihm diesen schimpflichen Verdacht und ließ deßhalb seine Bruderliebe nicht erkalten. Der wahre Christ liebt auch jene, die ihn hassen und segnet jene, welche ihm fluchen.

Viertes Kapitel,
Die Vermählung.

Gleich nach seiner Genesung verließ Alfonso die Burg, und begab sich auf seinen Landsitz Cascati, in der Gegend von Nicosia, einem alten Städtchen im Notothal am Fuße der Apenninen gelegen. Wenn sein düsteres Gemüth durch irgend etwas hätte aufgeheitert werden können, so war es diese schöne Gegend mehr als Alles im Stande. Die anmuthige Lage seiner Besitzung, die reine Luft, Heiterkeit des Klima, und Fruchtbarkeit des Bodens, die Straße, welche vom Aetna nach Palermo an seinem Landsitze vorbeiführte, und eine stets belebte und wechselnde Aussicht gewährte, die sich auszeichnende gute Gemüthsart der angesiedelten Bewohner, Alles hätte jeden minder Schwermüthigen zur Heiterkeit stimmen müssen. Auf Alfonso machten alle diese Vortheile nur einen widerlichen Eindruck. Er vereinzelte sich, und hing noch mehr als zuvor seinen düstern Gedanken nach. Sein lange genährter Haß gegen Federico erzeugte Rachsucht.

Die Einsamkeit ist für das vom Sturm der Leidenschaft bewegte Herz ein verzehrendes Gift; sie nährt und facht eine immer weiter umsichgreifende Flamme an, welche die Ruhe, das Glück aufzehrt. Nur der, welchem ein edles, reines Herz im Busen schlägt, der ohne Leidenschaft, ohne irdische Wünsche, die Einsamkeit als Mittel benützt, seine Gefühle in einem rein beschaulichen Leben zu veredeln, und sich von der Welt und ihrem Getümmel absondert, um in frommer Andacht sein Leben Gott zu weihen, nur der findet in der Einsamkeit jene heilige Ruhe und beneidenswerthe Zufriedenheit, welche die Welt nur selten gibt.

Wie konnte Alfonso glücklich und zufrieden seyn, da er jene anfeindete, die seinem Herzen am theuersten hätten seyn sollen! — Wie und für wen hätte er Freundschaft empfinden sollen, da sein Herz gegen den eigenen Bruder mit Haß und Rachsucht angefüllt war?

Seit dem verhängnißvollen Augenblick, wo er von dem Pfeile Federico's getroffen, in seinem Blute schwimmend niedersank, konnte er den Anblick seines Bruders nicht mehr ertragen, denn er war bemüht, sich zu überzeugen, daß es absichtlich geschehen, und daß Federico sich durch ein Verbrechen von ihm befreien wollte.

Um sich vollends zu erholen, reisete Graf Carlo mit Federico nach der Hauptstadt, wo sie von den zahlreichen Freunden des alten Herrn auf eine ausgezeichnete Weise empfangen wurden. Graf d'Elby, welcher nicht bloß einer der Angesehensten, sondern auch wegen seiner biedern Gesinnungen und seines einnehmenden Charakters ein von Jedermann hochgeschätzter Beamte war, hatte eine wahrhaft herzliche Freude, seinem alten Freund und dessen Sohn, den er schon bei seinem kurzen Aufenthalt in der Burg sehr liebgewonnen hatte, so unverhofft wieder zu sehen, und bot Alles auf, seinen geschätzten Gästen einen recht freundlichen Aufenthalt zu verschaffen. Die ersten Tage wurden mit Besichtigen der Merkwürdigkeiten dieser berühmten Stadt, und in Belustigungen aller Art ausgefüllt.

Längst schon nährten die beiden Greisen den stillen Wunsch, den alten Bund der Freundschaft noch enger zu knüpfen, und die beiden Häuser mit dem Band der Verwandtschaft zu umschlingen. Mit innigster Freude nahmen sie bald wahr, daß Elvira, die schöne, tugendhafte Tochter des Grafen d'Elby, einen tiefen Eindruck auf Federico's

unverdorbenes Herz gemacht hatte, und das der edle, für Ehre und Tugend glühende Jüngling der sanften Elvira nicht gleichgültig war. Die zärtlichen Väter prüften diese gegenseitige Neigung ihrer Kinder, und es wurde beschlossen ihr Glück durch eine feierliche Handlung zu begründen, welche die befreundeten Väter mit höchstem Entzücken erfüllte.

Das Fest der heiligen Rosalia fiel gerade in diese Zeit; ein Fest, welches vielleicht nur in der Hauptstadt der Christenheit seinesgleichen findet. Dieser denkwürdige Tag wurde zur Feier der ehelichen Verbindung Federico's mit Elvira bestimmt, und alle Anstalten zu derselben getroffen.

Aus nah und fern kamen schaarenweise die frommen Pilger zu dem Feste der heiligen Rosalia, welches dießmal mit ganz besonderem Glanze gefeiert werden sollte.

Es war an einem schönen Sommertage; das Geläut aller Glocken der Hauptstadt verkündete schon früh Morgens die hohe Feierlichkeit. Der unermeßliche Raum der Kathedralkirche, in welchem mehrere hundert Kronleuchter mit unzähligen Wachskerzen diese heilige Stätte erleuchteten, füllte sich mit Tausenden von Gläubigen. Eine Wolke von Weihrauch stieg bis zum hohen Gewölbe des gottgeweihten Hauses; der Erzbischof von Palermo, begleitet von der hohen Geistlichkeit, sämmtlich im glänzendsten Festornat, traten zum Altar, um das heilige Meßopfer zu vollbringen.

Das hohe Amt wurde unter hundertstimmigem Gesang feierlichst begangen, und nach demselben ertheilte der hochwürdige Erzbischof dem glücklichen Brautpaare die eheliche Einsegnung.

Tausende wollten sich zu dem Altare drängen; denn sowohl der Bräutigam als seine holde Braut, standen im Ruf der höchsten Vollendung der Seele wie des Leibes;

und aus Aller Mund sprachen sich leise Segens- und Glückwünsche für die Neuvermählten aus.

Nach vollendeter Feierlichkeit wallte die unzählige Volksmenge zu den verschiedenen Ausgängen des Gotteshauses in andächtiger Sammlung hinaus. In Graf d'Elby's Palaste war ein prächtiges Mahl bereitet, zu welchem die Vornehmsten der Hauptstadt geladen waren.

In Aller Augen glänzte Fröhlichkeit, und manches Glas wurde auf das Wohl der Neuvermählten geleert. Nur in Federico's Zügen bemerkte man, obwohl er an der Seite seiner vielgeliebten Angetrauten saß, eine innere Unruhe, welche zunächst seinem Vater auffiel; denn auch dieser vermißte den nämlichen Gegenstand. Beider Blicke suchten in der Versammlung Jemand, den sie ungern vermißten.

Alfonso, dem ein eigener Bote, durch ein Handschreiben von Carlo und Federico, von des Letztern Vermählung mit der dringendsten Einladung zu derselben Nachricht gegeben hatte, befand sich nicht unter den frohen Gästen. Anstatt sich des Glückes seines Bruders zu freuen, und ihm durch seine Gegenwart seine Theilnahme zu beweisen, hatte diese Botschaft die Nattern des Neides in seinem Herzen gereizt, und seinen Haß noch mehr angefacht. Er beneidete seinen Bruder um die Auszeichnungen, welche ihm nun durch diese glänzende Heirath zu Theil werden sollten; und hätte sich in diesem ersten Augenblick eine Gelegenheit dargeboten, sein Rachegefühl zu befriedigen, so würde ihn seine blinde Leidenschaft zu Allem getrieben haben.

Der Diener, welchem Carlo und Federico schriftlichen und mündlichen Auftrag gegeben hatten, Alfonso zu der Vermählungsfeier einzuladen, mußte, schnöde abgewiesen, und ohne Erfolg, den Weg nach Palermo wieder antreten.

Aus Schonung für seine Herrschaft, der er seit langen Jahren treu und ergeben diente, verschwieg er alle lieblosen Aeußerungen des erzürnten Alfonso gegen seinen Bruder, und gab vor, er habe den Grafen etwas unpäßlich angetroffen; dieß sey der Grund, der ihm nicht gestatte, der Feierlichkeit beizuwohnen.

Vater und Bruder aber, welche den Starrsinnigen kannten, täuschten sich nicht, und erriethen leicht den wahren Grund seiner Weigerung. Im Innern aber dankten sie dem Diener, welcher ihnen durch Milderung seines Auftrages einen Kummer ersparen wollte.

Es nahte indessen eine Zeit der Prüfung, wo ihnen der Himmel noch viele und herbere Leiden auferlegen sollte. Doch wer sich mit Geduld und Ergebenheit in den Willen des Herrn fügt, wird nach überstandener Prüfung die Krone empfangen, die Gott jedem Tugendhaften verheißt.

Fünftes Kapitel.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

An einem schönen Abende des Frühlings, der unter jenem milden Klima nur durch einige Regentage von dem Herbste getrennt ist, saß Federico, der glückliche Gatte, an der Seite seiner geliebten Elvira in einer Laube seines Burggartens. Das erste Jahr ihrer Ehe war den Glücklichen bald wie auf Adlersfittichen dahingeeilt, und durch keine Wolke war ihr Himmel getrübt worden. Liebe und Eintracht wohnte unter ihnen, wie unter Engeln, und mit Recht wurden sie von Allen, die sie kannten, als ein Muster von ehelichem Glücke aufgestellt. Diese Seligkeit

von Federico sollte nun bald durch Erfüllung eines sehnlichen Wunsches noch erhöht werden; denn der Himmel hatte segnend seine Elvira bestimmt, Mutter zu werden.

Welchen süßen Träumen überließen sich die liebenden Gatten, über die Freuden, welche dieses erste Pfand ihrer ehelichen Zärtlichkeit ihnen gewähren sollte! Mit welchen seligen Gefühlen machten sie schon im Voraus Pläne über die erste, wie über die spätere Erziehung ihres Kindes! Federico wünschte ihm die sanften Tugenden seiner geliebten Mutter; Elvira den biedern Sinn, die Engelsgüte und Frömmigkeit seines Vaters. Und diese Wünsche umfaßten Alles, was den Menschen in dieser Welt glücklich, in jener selig machen kann; denn beide waren Muster von Güte und Frömmigkeit.

Von dem erhöhten Platze, wo sie saßen, konnten sie eine weite Strecke der Straße nach Palermo übersehen, und Elvira, so gerne sie auch die geräuschvolle Stadt gegen die einsame Burg vertauscht hatte, richtete dessenungeachtet vorzugsweise ihre Blicke in die Richtung gegen jene Stadt, die Wiege ihrer Kindheit, welche ihren theuren Vater einschloß, und überdieß so manche schöne Erinnerung für sie hatte. — Die Heimath! — Wer empfindet nicht, selbst auf dem Gipfel des Glückes, ein süßes, und doch wehmüthiges, sehnsuchtsvolles Gefühl bei ihrem Namen! — Wer kennt nicht das bange Sehnen, das jedes gefühlvolle Herz fern von der Heimath erfüllt, und Allem, was auch nur in der entferntesten Beziehung mit dem geliebten Geburtsorte steht, tausendfachen Werth verleiht? — Dort genoßen wir ja die ersten, reinsten Freuden dieses Lebens; dort sogen wir die ersten Begriffe von Tugend und Religion, und von allen Kenntnissen, welche uns beglücken, ein; und wie viel Erinnerungen knüpfen

sich an die Heimath, die uns, in jeder Lage, in jedem Lande, bis an den Rand des Grabes begleiten!

Auch Elvira, so überaus glücklich sie an der Seite ihres zarten Gatten war, empfand die unwiderstehliche Anziehungskraft der Heimath. Nicht der Vergnügungen, der glänzenden Kreise wegen, denn sie war von Jugend auf ein zurückgezogenes Leben, fern von dem Getümmel einer großen Hauptstadt gewöhnt! allein die Nähe ihres geliebten Vaters vermißte sie schmerzlich.

Federico, der in den Augen seiner Gattin jeden Wunsch zu erspähen beflissen war, glaubte an jenem Abend einen Anflug von Traurigkeit die Stirne seiner Elvira verdüstern zu sehen, so sehr sie sich auch bemühte, ein Gefühl zu verbergen, welches ihrem Gatten nur einen trüben Augenblick bereiten konnte.

„Meine Elvira," sprach er im zärtlichsten Ton zu ihr, „warum bist du heute so trüb gestimmt? hast du in deinem Herzen einen Gedanken, den ich nicht theilen, einen Wunsch, den ich nicht erfüllen kann?" — Diese Frage entlockte ihr eine große Thräne, welche in ihrem schönen Auge perlte. „O mein Federico," antwortete sie, „die innersten Gedanken meines Herzens liegen dir offen; keiner entsteigt aus demselben, den du nicht wissen darfst; doch heute, — heute zum ersten Male, hätte ich gerne meine Gefühle in mir verschlossen, um dir einen Kummer zu ersparen, der vielleicht nur das Werk meiner Fantasie ist. — Ich weiß nicht, Federico, welches bange Gefühl, welche düstere Ahnung meine Brust so zusammenpreßt — welche unwiderstehliche Gewalt mich heute nach Palermo zieht. — Sieh, Federico, es täuscht mich nicht; eine dringende Gefahr droht meinem Vater. — Willst du

einen sehnlichen Wunsch meines Herzens erfüllen? —" — "O sprich! sprich:" unterbrach der aus Liebe besorgte Gatte. — "So schicke heute noch nach der Hauptstadt, und laß meinen Vater zu uns holen. Nur dann werde ich die Ruhe meines Herzens wieder finden, wenn mein geliebter Vater hier ist. — Die Spannung, welche zwischen der Regierung und der Nation herrscht; der Haß der Sicilianer gegen Alles, was nur französisch ist, welcher sich täglich mehr und öffentlicher zeigt, führt gewiß zu Auftritten, deren Opfer er werden könnte. — Und wenn ich meinen Vater verlöre, o Federico! —"

Der Graf sah wohl ein, welchen Schwierigkeiten die Erfüllung des Wunsches seiner Gattin unterworfen war. Er stellte ihr dieselben in einem sanften Ton vor, und suchte sie zu beruhigen, und ihr begreiflich zu machen, daß ein Mann, welcher einer der wichtigsten Stellen des Staates bekleide, nicht leicht, zumal in einem kritischen Augenblick, sich entfernen könne, noch dürfe, und endlich, daß die allgemeine Hochachtung und Liebe, welche sich Graf d'Elby durch seinen Biedersinn bei allen Parteien erworben, ihm in allen Vorkommnissen der beste Schutz und Schirm sey. Uebrigens, fügte er hinzu, sey ja Alles ruhig im Lande.

Diese Vorstellnngen vermochten nicht, die Besorgnisse der Gräfin zu beschwichtigen. "O täusche dich nicht, mein Federico;" erwiederte sie. "Die scheinbare Ruhe der Nation ist ein verborgenes Feuer, welches unter der Asche glimmt, und plötzlich ausbrechen wird. Die Sicilianer können nimmermehr das übermüthige Joch der Franzosen ertragen; sie sind ruhig, dem Anscheine nach, weil sie über irgend einem großen Plan sich zu befreien und zu rächen brüten. Traue dem schlummernden Löwen

nicht; — über kurz oder lang wird er erwachen, und wehe denjenigen, welche in seine Klauen fallen werden!"

"Meine Elvira," wandte Federico ein, "welche schrecklichen Bilder malt dir deine zu sehr besorgte kindliche Liebe! — Doch sey ruhig; ich komme ja gerne allen deinen Wünschen nach. Morgen will ich, ohne weitern Verzug, deinen geliebten Vater holen lassen." — "Morgen?" wiederholte sie; und sah dabei Federico mit ihrem himmlischen Blicke, dem er keine Bitte abschlagen konnte, an.

"Bedenke nur," fügte er hinzu, "ob eine so unerwartete Aufforderung den Geis nicht recht erschrecken könnte." Und als sie bei dieser Bemerkung nachzudenken schien, sagte er: "Ich weiß ein Mittel; morgen vor Sonnenuntergang soll dein Vater hier seyn."

Bei diesen Worten rief er einen Bedienten, und befahl ihm, sogleich ein leichtes Gefährt anzuspannen.

"Um Gotteswillen! was hast du vor?" sagte Elvira, als sie den Entschluß ihres Gatten merkte, selbst nach Palermo zu fahren. "Du willst dich selbst bei der Nacht auf die unsichere Straße wagen? O bleibe! bleibe!"

In diesem Augenblick meldete der Diener, daß die Pferde eingespannt seyen. Federico umarmte seine Gattin, welche ihn zurückzuhalten suchte, und nachdem er ihr den Abschiedskuß für die kurze Trennung, wie er meinte, gegeben hatte, entwand er sich ihren umklammernden Armen, und stieg in den Wagen, der, von muthigen Rossen gezogen, ihn bald aus dem Gesichtskreise der Burg forttrug.

Als Elvira ihn an der letzten Krümmung der Straße verschwinden sah, und ihr ihre Fantasie tausenderlei Gefahren vorspiegelte, welchen ihr Federico ausgesetzt seyn könnte, da überließ sie sich ganz ihren schmerzlichen Gefühlen, und bereute erst recht inniglich, daß sie es nicht

verhindert hatte, daß er sich bei Nacht auf die Reise begeben. Welche Vorwürfe machte sie sich! Welchen Qualen war ihre Seele preisgegeben! Luigia, ihre Amme, welche sie aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit für die treue Pflege, welche diese vortreffliche alte Person ihr seit ihrer zartesten Kindheit gewidmet, mitgenommen hatte, besorgte, daß diese heftige Gemüthsbewegung nachtheilige Folgen für Elvira haben möchte. Sie bemühte sich, sie zu beruhigen, und ihr die Gefahrlosigkeit dieser kurzen Reise vorzustellen. Sie beredete sie mit Mühe, sich zur Ruhe zu begeben, und auf Gott zu vertrauen, der gewiß den Herrn Grafen schützen, und ihn mit seinem Herrn Schwiegervater den andern Tag wohlbehalten in ihre Arme geleiten würde.

Es wurde Nacht und die kühle Seeluft bewegte die Bäume und Gesträuche des Burggartens. Ein Frösteln ergriff Elvira an allen Gliedern; sie zitterte wie in einem Fieberanfalle. Luigia führte sie in das Schloß, und kleidete sie aus, während ein Dienstmädchen auf ihr Geheiß das Bett erwärmte.

Der Zustand der Gräfin wurde von Minute zu Minute merklich bedenklicher; sie fing an irre zu reden, und Luigia, die theilnehmende Dienerin, wurde erst recht besorgt, wie dieser Anfall für ihre Gebieterin ausgehen würde. In ihrem Schrecken war sie ihrer Besinnung kaum mächtig. Sie rief alle Diener zusammen, und schickte den einen um einen Arzt, dem andern befahl sie, sich auf das beste Pferd zu setzen, und auf die Straße nach Palermo so schnell als möglich zu reiten, um den Herrn Grafen, wenn es nur seyn konnte, einzuholen, und ihn zurückzubringen, während der Diener allein die Reise fortsetzen würde; denn sie wußte, daß Federico's Gegenwart das

beste Mittel für seine leidende Gattin sey. Auch sandte sie einen Boten an den Grafen Carlo, welcher seit einiger Zeit sein Landgut im nahen Thal bewohnte, und ließ ihn von der Lage der jungen Gräfin in Kenntniß setzen. Sie hoffte, daß er ungesäumt auf die Burg kommen würde, wo seine Gegenwart sehr viel zur Beruhigung der Gräfin beigetragen hätte; allein der Bote kam nach wenigen Stunden mit der Nachricht zurück, daß der alte Graf seit zwei Tagen nach Italien gereist sey, wo ein dringendes Geschäft seine Gegenwart erheischte.

Nach einigen Stunden kam der Arzt. Er erkannte sogleich die Lage der Kranken, und erklärte sie für sehr bedenklich. Seine verordneten Medicamente verschafften ihr indessen einige Linderung; sie schlug die Augen auf, wie von einem schweren Traum erwachend, und der erste Laut, der ihren Lippen entschwebte, war: Federico! — Und als sie unter den Anwesenden den geliebten Gatten nicht erblickte, verfiel sie in eine Ohnmacht, welche noch weit gefährlicher für sie war, als ihr früherer bewußtloser Zustand.

Diese Nacht war eine der bedeutungsvollsten für Elvira. — Als der Tag zu grauen anfing, wiegte Luigia den einstigen Erben des Grafen Federico, welcher, so besorgt er auch für seine theure Gattin war, doch weit entfernt war, die Gefahr zu ahnen, in welcher sein Theuerstes auf dieser Welt in diesem Augenblick schwebte. — Während Elvira, nach den ausgestandenen Leiden, noch zwischen Leben und Tod ferne von ihm lag, wohnte er in Palermo dem feierlichen Gottesdienste bei, und sandte inbrünstige Worte des Dankes zu Gott, für die glücklich zurückgelegte Reise, und flehte um fernern Schutz auf seiner Rückkehr.

Es war gerade ein hoher Festtag für die ganze Christenheit. Die Auferstehung unsers göttlichen Erlösers wurde gefeiert, und sowohl des hohen Festtages, als der unverschieblichen Geschäfte wegen, womit Graf d'Elby von dem Könige beauftragt war, konnte diesen Tag die Reise unmöglich angetreten werden. Federico, welcher von dem, was auf seiner Burg vorgefallen war, keine Ahnung hatte, entschloß sich, wiewohl ungern, sich auf vierundzwanzig Stunden länger von seiner geliebten Gattin zu trennen. Um ihr aber jede unnöthige Sorge zu ersparen, schickte er ihr einen Boten, um ihr die Gründe seines längern Ausbleibens, so wie seine Ankunft auf den andern Tag anzuzeigen.

Die Lage der Gräfin war äußerst bedenklich, und erregte die größten Besorgnisse. Auch der Neugeborene war so schwach, daß Luigia glaubte, die Taufe bis zur Rückkehr des Grafen nicht verschieben zu dürfen; sie ließ also, um ihrem christlichen Gewissen Genüge zu leisten, durch den Geistlichen des nahen Dorfes dem Kinde das Sakrament der Taufe, unter dem Namen Enrico, dem Vornamen des Grafen d'Elby, reichen, der als Taufpathe seines Enkels bereits bestimmt war.

Mit Trauer vernahm Elvira die schwache Hoffnung, das Kind am Leben zu erhalten. Indessen gelang es der frommen Beredsamkeit des Geistlichen sie zu beruhigen. Sie ließ sich ihr geliebtes Kind bringen, und indem sie es mit Empfindungen, welche nur von einer zärtlichliebenden Mutter recht begriffen werden können, an ihr Herz drückte, sprach sie mit dem Ausdrucke höchster Seligkeit, indem eine große Thräne aus ihren schönen Augen über ihre Wangen quoll. „Sey du von deiner Mutter herzlich gegrüßt, du Engel, von Gott gesandt, um deine glück-

lichen Eltern überglücklich zu machen! O, möchtest du mit Gotteshülfe deine irdische Laufbahn einstens so unschuldig vollenden, als du sie heute betrittst! Möchtest du dir die Tugenden deines Vaters eigen machen, und ihm an Frömmigkeit und Güte gleichen! Dieß ist der beste Wunsch, den dir deine zärtlichliebende Mutter als erstes Angebinde geben kann. Sei fromm und gut wie dein Vater, so kann dir der Schutz Gottes in allen Lagen deines Lebens nicht ausbleiben!" — "Amen!" sprach der fromme Priester.

Wiewohl sehr entkräftet, wünschte Elvira, daß die Taufe ihres geliebten Kindes in ihrem Zimmer stattfinden möchte, welches auch geschah; und weil sie diesen feierlichen Tag nicht heiligen konnte, wie sie es gewöhnt war, so ließ sie sich von dem ehrwürdigen Geistlichen Gebete vorlesen, die sie ihm in stiller Andacht nachsprach. Und als der Priester bereits geendigt hatte, sah man die Fromme noch immer in derselben Stellung, mit gefalten Händen, und die Augen gegen den Himmel gerichtet; und Luigia, welche ihre Nähe nicht verließ, hörte die Fortsetzung ihres Gebetes, welches sie mit leiser Stimme, aber mit dem Ausdruck tiefster Andacht verrichtete. "Allmächtiger Gott!" sagte sie, "dessen unendliche Güte mich mit so vielen Wohlthaten überhäuft, der du mir einen liebevollen Vater, einen zärtlichen Gatten geschenkt hast, und nun den sehnlichsten Wunsch meines Herzens erfüllst, indem du mich mit einem Sohn beglückst, nimm meine Worte innigsten Dankes gütig an, erhöre mein inbrünstiges Gebet, und erhalte die theuren Wesen, deren Daseyn von meinem Glücke unzertrennlich ist! Führe meinen Vater und den meines Kindes glücklich in meine Arme zurück; vollende das Werk deiner Güte, und jede Stunde meines

Lebens will ich sie preisen, und mein dankbares Herz dir für diese Wohlthat alle übrigen Freuden, die du mir zugedacht, gerne opfern. — Nimm mir, o mein Gott! von den Gütern, die du mir so reichlich spendetest, lasse mir nur so viel als nöthig ist, um die wirklichen Bedürfnisse dieses Lebens zu befriedigen, und erhalte mir die theuren Wesen und ihre Liebe!" Ihre Stimme wurde immer leiser; Luigia konnte ihre Worte nicht mehr vernehmen, aber an der Bewegung ihrer Lippen, an den gefalteten Händen und an ihren Blicken, welche unverwandt auf ein Bild unseres Erlösers, das an der Wand, ihrem Bette gegenüber hieng, geheftet waren, sah sie, daß Elvira ihre fromme Unterredung mit Gott noch nicht beendigt hatte.

Das Gebet ist die Speise der Seele, wie das Brod die des Leibes ist. Ist die Seele mit dieser himmlischen Nahrung erquickt, so theilt sie dem Körper ihre neugeschöpfte Kraft mit, und stählt sie beide gegen die Leiden, welche sie befallen könnten. So erging es auch mit Elvira. Nach verrichtetem Gebete fühlte sie sich beruhigt und gestärkt.

Mit einem Male hörte man das Rollen eines Wagens in dem Burghof. Elvira, welche nicht zweifelte, daß es ihr Gatte, welcher mit ihrem Vaterangekommen sey, rief im seligsten Entzücken aus: „Ach Gott! mein Federico! mein Vater!"

Die Arme täuschte sich indessen; es war der Bote, den ihr der Graf von Palermo aus gesandt hatte, welcher eben ankam. Die Briefe wurden ihr sogleich übergeben, und der erste Schrecken der ihre Seele durchzuckte, als ihr, statt der erwarteten Geliebten, nur Briefe gemeldet wurden, verschwand bei dem Anblick der wohl bekannten Schriftzüge.

Indessen machte diese Täuschung einen nachtheiligen Eindruck auf das Gemüth der zärtlichen Gattin. Sie erbrach hastig die Briefe, und fand in den liebevollen Zeilen ihres Gatten, der ihr versprach, den folgenden Tag mit ihrem geliebten Vater zu kommen, einige Beruhigung. Sie ergab sich fromm in den Willen des Herrn, und diese christliche Hingebung half ihr diese, wie später noch manche schwere Prüfung tragen.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt," sagte sie wehmüthig; „doch, Herr, dein Wille geschehe!"

Sechstes Kapitel.

Die Rache.

Am Ostermontag des Jahres 1282 Nachmittags, rollte ein mit vier muthigen Pferden bespannter Wagen zum Thore, welches auf die Straße von Palermo nach Messina führt, hinaus. Zwei Reisende, ein Greis, und ein junger Mann, saßen in demselben, und schienen ungeduldig nach dem Ziele ihrer Reise zu eilen. Dem Jüngern, an welchem der Leser gewiß schon Federico errathen haben wird, ging es immer noch zu langsam, obwohl der Kutscher die Pferde fast beständig im Galopp trieb. O um wie viel ungeduldiger wäre er gewesen, wenn er nur hätte ahnen können, was sich in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit daheim zugetragen hatte; in welcher drohenden Gefahr sein Theuerstes auf dieser Welt, und er selbst in diesem Augenblicke war!

Die Kutsche war kaum einige Schritte von dem Stadtthore, als die Glocken der Hauptstadt das Zeichen

zu der heiligen Vesper, und zugleich zu dem entsetzlichsten Mordanschlage gaben.

Dieses Zeichen, welches die Gläubigen zu gemeinschaftlicher Andacht in den Tempel des Herrn zusammenrufen sollte, war von den empörten Sicilianern zu einem schrecklichen Blutbade, zur Ermordung aller sich im Lande befindlichen Franzosen erwählt, und heimlich verabredet worden; denn unerträglich war ihnen das fremde Joch geworden, und ein unerhörter, allgemeiner Mord sollte, ohne Unterschied, an den Schuldlosen, wie an den Schuldigen vollzogen werden, um sich von denselben zu befreien. Tausende von wehrlosen Opfern sollten der Rache und Wuth einer empörten Nation hingeschlachtet werden. Und dieser tückisch ausgedachte Höllenplan wurde bis zur Ausführung so heimlich gehalten, daß es nur Wenigen gelang, dem Dolche der Mörder zu entgehen. In einem Augenblick floßen Ströme Bluts allenthalben. Kein noch so heiliger Ort bot den Unglücklichen eine Zuflucht, und selbst die heiligen Schwellen der Kirchen wurden entweiht und mit Blut verspritzt. Es sträubt sich die Feder die Gräuel zu schildern, welche diesen feierlichen Tag so entsetzlich entweihten; darum wenden wir unsere Blicke von diesem blutigen Schauplatze ab, und berühren nur so viel als nöthig ist, zur Verständigung unserer Erzählung.

Mit dem ersten Glockenschlage sahen Federico und Graf d'Elby eine ungewöhnliche Bewegung unter einigen Volkshaufen, welche sich in der Nähe des Stadtthores befanden. Es erhob sich ein wildes Geschrei, worunter Federico die Worte: „Tod den Franzosen!“ zu vernehmen glaubte. Der Umstand, daß der Vater seiner geliebten Gattin zu dieser Nation gehörte, flößte ihm einen doppelten Schrecken ein; denn er fürchtete, daß er von

dem wüthenden Pöbel erkannt werden möchte, wo denn sein Leben in der größten Gefahr seyn würde.

Wie gegründet seine Besorgnisse waren, zeigte sich nur zu bald; denn als sie an einem tobenden Volkshaufen vorbeifuhren, wurden die Pferde an dem wilden Gebrüll scheu, rannten quer über die Straße, trotz der angestrengten Bemühungen des Kutschers, welcher sie auf die gerade Straße zu lenken suchte, und warfen die zertrümmerte Kutsche in eine Vertiefung um, wo sie, glücklicherweise an einem großen Kreuze, welches am Rand der Straße stand, hängen blieb. Die Pferde verwickelten sich in ihren Strängen, und mußten, zum Glück, ihre wilde Gluth an dieser Stelle austoben lassen. Das Volk näherte sich in dem Augenblick wo Federico seinem alten Schwiegervater aus der umgeworfenen Kutsche heraussteigen half. Einige erkannten ihn und flüsterten unter sich, und schienen unschlüssig, oder vielmehr, es mochte das ehrwürdige Antlitz des Greises, der übrigens in hoher Achtung stand, die Mordlust dieser Wüthriche abgekühlt haben. Indessen war er hier keinen Augenblick vor dem Dolche des Einen oder des Andern sicher.

Ohne ihnen Zeit zu lassen zu einem Entschluß zu kommen, schnitt Federico die Stränge der Pferde ab, hob den Grafen d'Elby auf das eine, schwang sich auf das zweite, und mit Blitzesschnelle entfernten sie sich von diesem gefahrvollen Orte, mit dem Diener, welcher dem Beispiel seiner Herrschaft folgend, sich ebenfalls auf ein Pferd gesetzt hatte.

Dieser ersten Gefahr waren sie entronnen, aber es war nur um in zehn neue zu gerathen, indem die Verschwörung weit verzweigt, und eigentlich im ganzen Lande verbreitet war.

Die peinigendsten Besorgnisse um seine Gattin quälten Federico. Die Gefahren, welchen sie ausgesetzt seyn mußte, schwebten immerwährend vor seiner Seele. Mit aller Kraft jagte er sein Pferd voran, um bald seine Burg zu erreichen, wo er Gefahr für seine Gattin ahnte. Der Greis und der Diener konnten ihm kaum nachkommen.

Als sie die Anhöhe erreichten, von wo aus man die Burg sehen konnte, war Federico's erster Blick in die Richtung derselben. Ein dicker Rauch, aus welchem von Zeit zu Zeit helle Flammen loderten, entstieg in der Dämmerung, und dieser Anblick erfüllte sein Herz mit Schrecken; denn er wußte genau die Lage seines Schlosses, und zweifelte nicht, daß die Feuersbrunst, welche er wahrnahm, auf seinem Eigenthum sey. — O wie gerne hätte er in seiner Herzensangst Alles was er besaß, geopfert, wenn er nur Elvira in Sicherheit gewußt hätte!

Die Nacht wurde finsterer, und mit der Finsterniß stieg das Schauerliche des Brandes. Federico war wie auf der Folter. Jede Viertelmeile, die er in einigen Minuten zurücklegte, war ihm eine martervolle Ewigkeit. Ohne auf die Krümmungen der Bergstraße zu achten, jagte er sein Pferd schnurstracks in die Richtung der Burg, und ritt, bei Gefahr sich tausendmal den Hals zu brechen, über Gräben, Steine und Gebüsche, immer nur mit dem Gedanken an Elvira beschäftigt.

Der Greis und der Diener konnten ihm nicht mehr nachkommen; mit Mühe folgten sie ihm in einiger Entfernung, welche aber immer größer wurde, so oft Federico eine Krümmung der Straße über Berg und Thal abschnitt, um schneller sein Ziel zu erreichen, während seine Begleiter den gebahnten Weg verfolgten.

Auf diese Weise hatte Federico seinen Reisegefährten

eine gute halbe Stunde abgewonnen. Als er an das Thor seiner Burg gelangte, erblickte er einen Haufen von Bewaffneten, welche ihm nicht nur den Eingang verwehrten, sondern sich auch anschickten, sich seiner zu bemächtigen.

Wie der Löwe auf den verwegenen Jäger stürzt, der ihm seine Jungen rauben will, warf sich der Graf mit gezogenem Schwerte, und mit der Tollkühnheit der Verzweiflung in die Mitte der räuberischen Schaar. Sein kräftiger Arm bahnt ihm den Weg durch den Haufen, der ihn nicht aufzuhalten vermag; und in einem Augenblicke hat er den Hof erreicht.

Die ganze Burg stand in helllodernden Fammen; alle Nebengebäude waren schon eingestürzt; seine Wuth wuchs in dem Maaße wie seine Angst und Besorgniß um Elvira. Indessen mußte er dem Rachegefühl, das in seiner Brust tobte, für jetzt Stillschweigen gebieten, und vor Allem seine Gattin aufsuchen, sie aus den Flammen, oder aus den Händen der Räuber retten.

Im Scheine der lodernden Flammen, welche seine Burg verzehrten und über die ganze Umgebung eine schauerlich rothe Helle verbreiteten, trat er in die von Feuer und Rauch erfüllten Gemächer, und durchlief von Angst und Qual getrieben, alle Zimmer, ohne eine Spur von der Geliebten zu entdecken.

Mit dem Ton der Verzweiflung ruft er: „Elvira!“ und seine Stimme verhallt, vom Knistern des Brandes fast übertäubt, unter den Gewölben der Burg.

Grabesstille, welche nur das Knistern und Einstürzen des Gebälkes unterbricht, folgt, und vernichtet den Strahl von Hoffnung, der ihn einen Augenblick getäuscht hatte, und jagt eine verdoppelte Verzweiflung mit allen ihren Schrecknissen in seine Seele.

Da vernahm Federico Stimmen und Waffengeklirr im Hof. Ohne sich zu besinnen, und nur durch die einzige Hoffnung, seine Elvira den Händen der Räuber zu entreißen, entflammt, eilte er die brennende Treppe hinab, und sah einen wilden Troß von etwa zehn Menschen, an deren Spitze ein Vermummter stand, der sich mit der Brandfackel in der einen Hand, und dem bloßen Schwert in der andern, einem noch von den Flammen verschonten Burgflügel näherte.

„Schleudert die Fackel hinein!" rief der Vermummte, „Fachet an! reißet nieder, was die Flamme noch schont, daß kein Stein auf dem andern bleibt!" Und mit wildem Gebrüll stürzten die zügellosen Brandmörder auf die Burg. Federico trat eben aus derselben heraus, und hörte die Worte des Anführers. Mit gezucktem Schwerte eilte er ihm entgegen, fest entschlossen, sein Leben nur um den Preis des Lebens desjenigen zu verkaufen, der ihm Alles raubte, und ihn so namenlos unglücklich machte.

„Halt! Verruchter!" rief er, und schwang sein Schwert über dem Haupte seines Feindes, als diesem, durch eine Bewegung, der Helm vom Kopfe fiel, und sein Gesicht im Scheine der verheerenden Flammen sichtbar wurde. Federico, der sich schon bereitete, dem Vermummten den Lohn seines Höllenwerkes zu geben, ließ, bei diesem Anblick, die Hand fallen, und mit einem entsetzlichen Schrei sank er vor den Füßen seines Gegners, der ihm einen kräftigen Hieb auf den Kopf versetzte, indem er sprach: „Da, Verhaßter, empfange durch mein Schwert, was du mir vor zwei Jahren durch einen Pfeil zudachtest!"

Mit diesen Worten wandte er sich von der Stelle ab, wo ein gräßlicher Brudermord eben begangen worden war. Alfonso war der Vermummte, welcher in der wilden Gluth

seiner Leidenschaft, in dem lange genährten Haß gegen den Bruder, sich zu dieser scheußlichen That hatte hinreißen lassen. Der allgemeine Aufstand begünstigte seine Racheplane. Unter dem Vorwande, daß französische Flüchtlinge sich in der Burg verborgen hätten, führte er einen Haufen Empörer in dieselbe, wo sie in ihrer zügellosen Wuth alle nur erdenklichen Verbrechen begingen. Mord, Raub und Brandstiftung, und Alles was im Gefolge nachzieht, war in weniger als einer Stunde verübt worden, und alle diese Gräuelthaten lasteten nun auf Alfonso's Gewissen, der sie veranlaßte. Alle diese entsetzlichen Verbrechen waren die Folgen einer Leidenschaft, welche er in ihrem Entstehen so leicht hätte unterdrücken können. Als Knabe schon, als Jüngling, nährte er im Herzen die Natter, welche ihm als Mann das Leben vergiftete, ihn zum Brudermörder machte, und ihm, wie ehemals den Kain, den Fluch des Himmels zuzog. Denn Gott nimmt sich der Unschuld an, und rächt sie früher oder später; und bis der Tag der Vergeltung kommt, trägt der Schuldige im eigenen Busen einen Richter, gerechter und strenger, als alle Richter der Erde, der ihm unaufhörlich seine Vergehen vorwirft, sein Inneres mit Qualen ohne Ende foltert; und für solche Leiden gibt es keinen andern Arzt, als Gott, kein anders Heilmittel, als Reue und Buße.

Alfonso entfernte sich von diesem blutigen Schauplatze. Seine Rache war befriedigt, und weit entfernt, das süße Gefühl zu empfinden, das er sich von derselben versprochen, fühlte er eine peinliche Unruhe, die ihn verzehrte. Er war seiner Sinne nicht mächtig, und unfähig aus der chaotischen Verwirrung seiner Gedanken zu entnehmen, ob er zur Befriedigung seines Rachgefühls zu viel oder zu wenig gethan hatte. Und in diesem wahnsinnähnlichen

Zustande, wo Religion, Vernunft, und alle bessern Gefühle, ja selbst sein Gewissen, wie ausgestorben waren, wäre er zu jedem andern Verbrechen fähig gewesen; denn die Bahn des Lasters ist steil und glatt, und wer den ersten Schritt auf derselben macht, sinkt oft unaufhaltsam in den Abgrund, der ihn wie der offene Rachen eines blutdürstigen Raubthiers angähnt. —

Alfonso schwang sich auf sein Pferd, und stürzte wild zum Burgthor hinaus. Seine Helfer folgten, beladen mit dem Raub, den sie aus den Gemächern geholt hatten.

Federico lag regungslos in seinem Blute. Die Huftritte eines Pferdes, welches in den Burghof, und zwar in seine Nähe kam, erweckten ihn aus seiner Ohnmacht. Ein leiser Seufzer entfuhr seiner Brust. Die Nacht war finster geworden; eine schauerliche Finsterniß folgte auf die helllodernden Flammen, welche die stolze Burg, und Alles was sie Kostbares enthielt, in wenigen Stunden verzehrt, und in einen Schutthaufen verwandelt hatten. — O welche wehmüthigen Gefühle entquollen seiner Brust bei der Erinnerung an die schauerlichen Begebenheiten, die nun nach und nach in seiner Einbildung entstiegen! Mühsam erhob er sein wundes, blutiges Haupt. Ein Blitz, der die ganze Gegend mit seiner blutrothen Helle auf einen Augenblick beleuchtete, ließ ihn den Reiter erblicken, der in seiner Nähe stand. Er glaubte seinen Mörder zu sehen, der ihm noch den letzten Hauch des Lebens nehmen wollte, und sprach mit sterbender Stimme: „Hast du, Grausamer, mir Alles, Weib und Kind und Gut geraubt, mich zum Aermsten auf dieser Welt gemacht, so vollende das scheußliche Werk, das du begonnen; stoß dein mörderisches Schwert in mein Herz, das ohnehin kein Glück mehr hienieden finden kann, und ich will dir vergeben,

ich will dir danken, und mein letzter Hauch soll Gott um Gnade für dich anflehen. — . . . —"

Der Reiter war vom Pferde abgestiegen; er näherte sich dem unglücklichen Grafen, der, als er die Tritte vernahm, glaubte, daß sein letzter Augenblick gekommen sei, leise die Worte sprach: "Gott im Himmel! barmherziger Vater! nimm meine Seele gnädig auf, vergib meinem Mör . . . . meinem Bruder, wie ich ihm vergebe, und —" "Gnädiger Herr!" rief der Reiter; "um Gottes willen! in welchem Zustande muß ich euch antreffen!" — "Du, Ruperto;" sagte der Graf, der die Stimme seines alten Dieners erkannte; "du bist hier. Du hast also gehört, was ich nur Gott anvertrauen wollte. — O bewahre in deiner treuen Brust das Geheimniß, schwöre mir, daß du es nie verlauten lassen wirst." —

Besorgt über den Zustand seines Herrn, versprach Ruperto ihm in Allem zu gehorchen, und wollte ihm vom Boden aufhelfen. Als er seine Hand unter Federico's Haupt legte, fühlte er sie ganz von Blut benetzt, und erschrack heftig. Er tauchte sein Tuch in den nahen Brunnen, verband ihn so gut es bei der Dunkelheit möglich war, und richtete ihn mit unsäglicher Mühe auf.

Die ersten Strahlen der Sonne rötheten bald die Wolken am Horizont, und als es zu grauen anfing, verband Ruperto, der seinem Herrn alle nur mögliche Hülfe zu reichen bemüht war, sorgfältig die Wunde, nachdem er das gestockte Blut mit kaltem Wasser abgewaschen hatte. Federico fühlte sich etwas gestärkt, und der besorgte Diener wollte ihn von diesem Schauplatze gräulicher Scenen entfernen, bevor der Tag völlig anbrach. Allein Federico, welcher noch keine Gewißheit über das Schicksal seiner geliebten Gattin hatte, wollte die Ruinen

seiner Burg nicht verlassen, ohne sie noch ein Mal durchwandert zu haben.

Er raffte alle seine Kräfte zusammen, und trat zu dem Schloßflügel, denn er bewohnt hatte, drang, mühsam über zerfallene Mauern und noch glimmende Balken und Dielen schreitend, in diese, wenige Stunden zuvor so glänzenden Räume, die Wiege und das Grab seines Glückes, welche jetzt, öde und verwüstet, in einen Schutthaufen verwandelt, nur das Bild der Verwüstung darboten.

Ein Theil des Dachstuhls glimmte noch, und drohte jeden Augenblick einzustürzen. Federico betrachtete wehmüthig die Zerstörung unter seinen Füßen, und das ober ihm hängende Gebälk, und als ihn Ruperto von der gefährlichen Stelle zu entfernen suchte, riß er sich los, und rief in dem herzzerreißenden Tone der Verzweiflung aus: „Stürze ein, du altes Dach, das so viele meiner Ahnen durch Jahrhunderte schirmte! Hast du mir Alles in diesen Schutt vergraben, so nimm auch mich als Opfer hin! Zerschmettere dieses Haupt, zermalme dieses Herz, das vor bitteren Schmerzen zu zerplatzen nahe ist! Hast du mir die Gattin, das einzige Kind, hier mit deinem glühenden Staub bedeckt, so decke auch mich, daß ich mit denjenigen vereinigt werde, ohne welche mein Daseyn nur eine Kette von Kummer und Elend seyn kann!“

In diesem Augenblick lösete die verzehrende Gluth einige Balken, welche mit furchtbarem Gekrache zu den Füßen des Grafen herabstürzten, und ihn in Rauch und Staub einhüllten, ohne ihn jedoch zu verwunden. „O frevelt nicht!“ sagte ihm dann Ruperto, „seht, gnädiger Herr, der Himmel schont eures Lebens, er hat euch wiederholt gerettet, und die Hand Gottes schirmt euch sichtbar. Folgt diesem Winke der Vorsehung; sie kann euch

noch tausendfach das erlittene Unglück vergelten, denn in ihrer Hand sind ja alle Quellen des Glücks, und ihre Wege sind wunderbar und unergründlich.“ — „Ja, du hast recht, alter, guter Ruperto,“ versetzte der Graf sich beruhigend; „habe Dank für diesen Balsam des Trostes, den du in mein armes Herz gießest. Das Unglück verwirrt meine Vernunft; ich habe Unrecht, gegen Gott zu murren; — komm, führe mich; — mein Körper ist geschwächt, meine Seele ist gebeugt, — beide brauchen eine Stütze; — verlaß mich nicht, Ruperto!“

Der Greis benützte diese nachgiebige Stimmung seines Herrn, und führte ihn in den Burghof zurück, wo er sein Pferd gelassen hatte. Er half dem Grafen auf dasselbe steigen, und da er befürchtete, daß er in seiner Schwäche herunterstürzen möchte, setzte er sich hinter ihn, und ritt langsam zum Burgthor hinaus.

Hier wandte Federico noch ein Mal sein nasses Auge auf die Trümmer seiner Burg, unter welchen er seine Elvira mit dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug, vergraben glaubte, und sprach mit fast erstickter Stimme: „Lebe wohl, du Wiege meiner Kindheit und meiner Jugend, an welche sich alle schönen Erinnerungen meines Lebens knüpfen, die du mich als den glücklichsten aller Sterblichen sahst, und nun, als den Unglücklichsten, den Aermsten von dannen ziehen siehst! — Wie ehemals Glück und Freude mein Herz erfüllten, wird in Zukunft nur Schmerz und Trübsal seine einzige Nahrung seyn, und wenn ihm je diese mangeln sollten, werde ich wiederkehren, und an deiner unversiegbaren Quelle schöpfen. — Elvira! für diese Welt bist du mir entrissen; aber in der andern, bessern, wo keine Trennung uns mehr von einander scheiden wird, werden wir uns wiedersehen; — und

du, Engel unter Engeln im Himmel, der du, ehe du geboren warst, meine Freude, alle meine Hoffnung machtest, der du, glücklicher als dein Vater, die Freuden des Himmels genießest, ohne den bittern Kelch der irdischen Leiden gekostet zu haben, — lebe wohl, einst sehe ich dich, wo keine Thräne der Wehmuth das Auge trübt;"

Siebentes Kapitel.

Gott schützt die Unschuld.

Während Federico seine Gattin und sein Kind als verloren beweinte, hatte Gott sie beide unter seinen allmächtigen Schutz genommen. Wir müssen auf die traurigen Begebenheiten des Ostermontags zurückkommen, und erzählen, wie Gott die unglückliche Gattin wie durch ein Wunder rettete.

An dem Abend wo der Graf erwartet wurde, schickte Elvira einen Diener nach dem andern auf die Terrasse, von wo aus man die Straße nach Palermo eine weite Strecke überblicken konnte, um Kundschaft von ihrem sehnlichst erwarteten Gemahl zu holen. Einer kam nach dem andern mit der Botschaft zurück: man sehe noch keine ankommende Kutsche. Es wurde Dämmerung, und mit den Schatten der Nacht, welche sich über Berg und Thal zu verbreiten anfingen, verdüsterte sich die Seele der bangvollen Gattin. "Bete, bete, Luigia," sagte die um ihren Gatten und ihren Vater besorgte Gräfin zu ihrer treuen Dienerin, "daß der liebe Gott mir die Theueren bald in die Arme führt, und mein kummervolles Herz von seiner Last befreit." — Und sie selbst betete, und ihre Sorgen unterbrachen ihr Flehen. Ihre Lage vergessend,

sprang sie auf, und wollte selbst auf die Anhöhe gehen, als ob ihre Augen besser sehen sollten, als die der Diener und die Gegenstände ihrer Sehnsucht schneller herbeizuführen vermöchten.

Luigia erschrack, als sie ihre Gebieterin aufspringen sah, denn in ihrer doppelt kritischen Lage konnte nicht nur jede Gemüthsbewegung, sondern um so mehr der Einfluß der Nachtluft, eine nachtheilige Wirkung auf sie üben. Sie bemühte sich die Gräfin zu bewegen, die Ankunft ihres Gatten und ihres Vaters ruhig in ihrem Bette abzuwarten; allein alle Vorstellungen der besorgten Dienerin fruchteten bei der Bekümmerten nichts. — Man mußte sie anziehen. — Die Glocke schlug am Burgthurm dumpf eine Viertelstunde nach der andern, und jeder Schlag des alterthümlichen Hammers der ihr bisher nur frohe, flüchtige Stunden verkündet hatte, hallte wie der Ton einer Trauerglocke in ihrer Seele wieder.

Schon zweimal hatte Luigia die auf einem Pfeilertische stehende Sanduhr umgekehrt, seitdem sich die Gräfin in banger Erwartung von einem Fenster zum andern begab, als plötzlich ein dumpfes Geräusch, wie Hufschlag und Waffengeklirr, und darunter viele verworrene Stimmen, sich am Burgthor hören ließ.

„Allmächtiger Gott!“ rief die Gräfin erschrocken, „was ist das?“ sie blickte zum Fenster hinaus, und sah eine Menge Menschen, wohl dreißig an der Zahl, welche sich mit Waffen und brennenden Fackeln, den Schloßberg herauf, in hastiger Unordnung bewegten. Mehrere standen schon am Thore, und schlugen aus allen Kräften mit Keulen und Balken an dasselbe, um es zu sprengen. —

„Gott im Himmel! erbarme dich unser, sonst sind wir verloren!“ rief die Gräfin. „Räuber sind es, welche die

Abwesenheit des Grafen benützen, um uns zu überfallen! Ach Gott! rette uns! rette ihn! — wohin sollen wir uns flüchten, um der Gefahr zu entrinnen?"

Das Burgthor zitterte unter den verdoppelten Schlägen der Angreifer, und unter dem wilden Gewirr ihrer Stimmen konnte man den Namen des Grafen d'Elby, sowie die Worte Verräther und Franzosen vernehmen. Bei dieser Entdeckung stieg die Angst der Gräfin und ihrer Umgebung; denn gewöhnliche Räuber würden sich mit Plündern begnügt haben; diese aber wollten Blut. —

In dem ersten Augenblicke der Gefahr hatten sich die wenigen Diener in dem Zimmer der Gräfin versammelt, um ihre Befehle zu vernehmen; allein sie war zu verwirrt und erschrocken, um einen Entschluß fassen zu können. In dieser entsetzlichen Lage und Verlegenheit wollte Jeder seinen Rath geben; allein, wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten geht, sie waren alle zu gefährlich in der Ausführung, oder unausführbar. Der eine meinte, daß man Widerstand leisten müsse, und vom Thurm aus die Angreifer mit Steinen zum Rückzug nöthigen. Ein Anderer rieth, die tragbaren Kostbarkeiten des Herrn Grafen in den gewölbten Keller unter dem Burgthurm in Sicherheit zu bringen, und dort den Ausgang des Ueberfalls abzuwarten. Andere wieder hielten es für rathsamer mit den Räubern zu unterhandeln, und doch das Leben um jeden Preis zu erkaufen. — Allein alle diese Meinungen boten nur Verzweiflungsmittel, und keine Sicherheit dar.

Elvira sammelte sich einen Augenblick, und sprach mit mehr Ruhe: "Hier ist nur in Gott Rettung zu hoffen; folgt mir Alle in die Burgkapelle! dort wollen wir den allmächtigen Retter um Hülfe anflehen, und uns seinem göttlichen Schutz empfehlen; denn nur Er allein kann uns

in dieser großen Bedrängniß und Noth helfen; und Er wird es thun, denn Er ist barmherzig, und seine Güte ist unendlich. — Komm, Luigia, reiche mir deinen Arm, und leite mich; denn meine Kräfte sind so erschöpft, daß ich niedersinken möchte.

Luigia nahm sogleich das Kind aus der Wiege, und bot der Gräfin den Arm, um sie in die Kapelle zu begleiten, und Alle folgten. Dort sanken sie auf die Kniee vor dem Altare, und in stillem, inbrünstigen Gebet erhoben sich ihre beängstigten Herzen zu dem Throne des Ewigen, der das Flehen der Tugendhaften nie unerhört läßt.

Indessen drang der Schwarm der Angreifer in den Hof. Das Thor hatte endlich unter ihren wiederholten Schlägen gewichen, und wie ein Bergstrom, der seine Dämme durchbrochen hat, und sich verheerend in das Thal ergießt, stürzten sie unter wildem Gebrüll hinein.

Alle Theile der Burg wurden bald von den Wüthrichen angefüllt; sie durchsuchten alle Winkel, ohne jene finden zu können, welchen der Anfall zugedacht war.

Mit einem Male donnerte eine Stimme aus ihrer Mitte: „Stecket die Burg an! wenn sich die Hasen verkrochen haben, da gibt es einen Braten für den Satan!“ Und im nämlichen Augenblick wurden die Brandfackeln hineingeschleudert. Bald erhoben sich die Flammen hoch über die Thürme; mit furchtbarem Geprassel stürzte das Gebälke ein, und immer weiter griff das verheerende Element um sich.

Noch war die Kapelle von den Wüthrichen geschont geblieben. Gott schirmte sein Heiligthum, und die Tugendhaften, die sich in dasselbe geflüchtet hatten. Mit jedem Augenblick wuchs aber die Gefahr; denn es war zu erwarten, daß die Bösewichte diesen Ort eben so wenig

schonen würden, als die übrigen Theile der Burg. Eine kleine Thüre führte aus der Kapelle in den Schloßgarten. Von da konnte man auf die Landstraße gelangen. Die Diener sprengten die Thüre, welche verschlossen war, und Alle eilten hinaus, um den Feuertod, oder dem Dolche der Mörder zu entgehen.

Sie kamen glücklich auf die Landstraße, indem sie wechselweise die Gräfin, welche vor Mattigkeit und Erschöpfung außer Stand war weiter zu gehen, auf einer Tragbahre, welche einer der Diener aus dem Treibhause geholt hatte, trugen. Elvira, welcher aus banger Sorge um ihren Gemahl, mehr als um sich selbst, das Herz heftig pochte, gedachte in dem nahen Dorfe den Tag abzuwarten, und sandte, sobald sie sich etwas sicherer glaubte, ihre Diener auf die Straße von Palermo, um Federico von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und ihm zu melden, wo er sie antreffen würde. Sie behielt nur Luigia, die den kleinen Enrico am Arme trug, und zwei Diener, welche sie auf der Bahre tragen sollten. Und so wanderte die unglückliche Gräfin in der kühlen Nachtluft dem Dorfe zu, wo sie Schutz, und auch bald Trost zu finden hoffte. Als sie nur mehr einige hundert Schritte von dem Dorfe entfernt waren, vernahmen sie einen großen Lärm, der sie in dieser ungewöhnlichen Stunde etwas Schlimmes ahnen ließ. Elvira hielt es nicht für rathsam, sich mehr zu nähern, ohne zuvor die Ursache der geräuschvollen Bewegung, die man wahrnahm, zu wissen. Sie blieb auf der Landstraße mit Luigia und ihrem Kinde, und schickte die zwei Diener auf Kundschaft in das Dorf, indem sie denselben die möglichste Eile empfahl.

Es mochte kaum eine Viertelstunde verflossen seyn, seitdem Elvira mit bange klopfendem Herzen, und vor

Angst und Schwäche zitternd, auf die ausgeschickten Diener wartete, als der Tumult im Dorfe größer zu werden schien. Jede Minute war für sie eine martervolle Ewigkeit; denn sie fürchtete, daß Federico und ihr Vater, welche durch das Dorf kommen mußten, das Opfer des Pöbels werden möchten.

Die Burg, welche man von dort aus ganz gut sehen konnte, stand in hellen Flammen, die sich in der Finsterniß hoch in die Wolken erhebend, dem Auge einen schauerlichen Anblick darboten. Elvira heftete ihre nassen Blicke bald auf die lodernden Dächer, bald auf die hellbeleuchtete Straße, als sie in einiger Entfernung die Huftritte eines quer über die Felder gegen die Burg eilenden Pferdes vernahm. Ein Reiter war es, der sein Roß über Busch und Graben jagend, in gerader Richtung auf die brennende Burg eilte.

Aengstlich verbargen sich die Gräfin und Luigia hinter ein Gebüsch, um den Reiter, der ein Raubgenosse der Rotte, die da oben wild hausete, seyn konnte, vorüber reiten zu lassen. Bald entschwand er ihren Augen. Grabesstille herrschte nun in der ganzen Gegend, und Elvira betete ein stilles, inbrünstiges Gebet zu Gott, um Erhaltung der theuern Wesen, um welche ihr bekümmertes Herz so bange pochte. Ihr Gebet wurde durch die Tritte eines Menschen, welcher fast athemlos vom Dorfe herlief, unterbrochen, und bald erkannte sie einen der auf Kundschaft ausgesandten Diener, der in seiner Angst kaum ein Wort hervorzubringen vermochte. Als er an dem Ort, wo er die Gräfin mit Luigia und dem Kinde zurückgelassen hatte, angelangt war, sank der alte treue Diener vor den Füßen seiner unglücklichen Gebieterin, erschöpft zu Boden, und es dauerte eine Weile, bis er im Stand war, auf die

Fragen der erschrockenen Gräfin zu antworten. Endlich sammelte er sich, und erzählte mit oft unterbrochener Stimme: „Als wir an die ersten Häuser des Dorfes kamen, konnten wir schon aus dem verworrenen Geschrei der Bewohner deutlich die Flüche und Verwünschungen unterscheiden, welche sie gegen die Franzosen ausstießen. Nieder mit der fremden Brut! schrieen sie.

Ein Reiter, welcher seinen Verfolgern glücklich entronnen war, ritt in geringer Entfernung an uns vorbei, mit verhängtem Zügel über die Felder. Zwei Andere, welche, dem Anscheine nach, ihrem rüstigern Begleiter nicht hatten nachkommen können, wollten sich ebenfalls durch die Flucht retten, wurden aber von dem Pöbel erreicht. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf. Bald fanden wir uns mitten unter dem Gewühl, und — o! wer beschreibt unsere namenlose Angst, als wir in dem einen der Verfolgten — — „Mein Vater!“ rief die Gräfin unterbrechend, „o, meine Ahnung!“ Und in dem heftigsten Tone, den ihr die Angst um das theure Leben einflößte, sagte sie, ohne auf die Antwort zu warten: „Was ist aus meinem Vater geworden? Haben die Unmenschen ihn gemordet? Und Federico? — Sprich! o sprich! Haben sie ihn auch ermordet?“ Und mit einem Schrei, der die letzte Anstrengung eines aushauchenden Lebens zu seyn schien, fiel sie in die Arme der treuen Luigia.

Lange währte die Ohnmacht der Unglücklichen. Ohne Hülfe, ohne zu wissen, wo sie solche suchen sollten, ohne Mittel sie in diesem Zustande weiter zu bringen, waren Luigia und der Greis in der peinlichsten Lage, als der Tag, nach einer grauenvollen Nacht, zu dämmern anfing, und sie noch in der gräßlichsten Verlegenheit antraf. Die Gräfin schlug die schweren Augenlieder auf. Ihr starrer Blick

fiel auf den Säugling, der bei seinem Eintritt in die Welt so großes Elend theilen mußte. Dieser Anblick schien ihre geschwundenen Sinne wieder zu beleben. Sie drückte das Kind an ihre tobende Brust, und schöpfte neues Leben in dem Anschauen des Kleinen, des Einzigen, welcher ihr auf dieser Welt noch blieb.

Nach einer langen Pause, während welcher ihre Lippen sich zu stillem Gebet zu bewegen schienen, sprach sie zu dem alten Giovanni: „Nun bin ich gefaßt, das Ende deiner Erzählung zu hören, guter Alter;“ sprich! Verbirg mir nichts. — „Sprich!“ wiederholte sie, als Giovanni aus Schonung für seine unglückliche Gebieterin noch schwieg. „Dein Mund,“ fügte sie hinzu, „kann mir nichts Schlimmeres verkünden, als was mein Herz ahnet. — Fiel mein Vater unter dem Dolche der Mörder? — Wo ist mein Gemahl?“

„Trotz der Ueberzahl der Feinde,“ hob Giovanni wieder an, „wollten wir eurem Herrn Vater zu Hülfe beispringen, allein wir wurden durch die wogende Menge aufgehalten, und auch bald von einander getrennt; und ungeachtet aller meiner Anstrengungen, war es mir nicht möglich, bis zu dem Herrn Grafen zu dringen. Francesko, der kräftiger ist als ich, bahnte sich einen Weg durch den tobenden Pöbel, und ich sah ihn, als er Einen, der schon seine schwere Keule auf den Herrn Grafen schwang, mit einem kräftigen Schlag in die Brust zu Boden streckte. Hierauf fielen Alle über den Francesko her, und wenn Gott kein Wunder für ihn wirkte, wird er wohl seine treue Hingebung mit dem Tode gebüßt haben. — Der Alte, welcher den Herrn Grafen begleitete, und welchen ich im Gemenge für Ruperto zu erkennen glaubte, benützte den Augenblick, und riß ihn von dem blutigen Schauplatz

fort. Was dann aus ihm geworden ist, weiß ich nicht; denn als sich die Menge etwas zerstreut hatte, und es mir möglich wurde, weiter vorzudringen, sah ich im blutrothen Schein der Fackeln, daß die Mörder einen Menschen in ihrer Mitte mit wilden Gebrüll in Triumph trugen.“ —

Die Gräfin wollte sprechen; aber das Wort erstarb auf ihren Lippen und lösete sich in einen schmerzlichen Seufzer auf. — „Vater! — Federico!“ rief sie endlich, um ihre gepreßte Brust zu erleichtern. — „O wäre ich unter den brennenden Trümmern der zerfallenen Burg begraben! Ihre ganze Last wäre mir leichter zu tragen, als die, welche mein Herz zu zermalmen droht! — Gott! du legst mir eine harte Prüfung auf! Gib mir Kraft und Ausdauer sie zu tragen, bis dein göttlicher Wille mich einst an die Seite der Theuren, die ich beweine, rufen wird! — Mein Glück war zu groß; es konnte nicht von Dauer seyn; denn solche Seligkeit ist ja nur den Engeln im Himmel beschieden. Uns armen Sterblichen blüht auf dieser Welt keine Rose ohne Dornen; aber deine Hand, o Gott! drückt mir die Stacheln tief in das Herz. — O was für einen Balsam wird deine Barmherzigkeit mir für meine Wunden senden? Wirst du mein armes Herz gegen alles Irdische abstumpfen? es jedem Gefühle der Erinnerung verschließen? — O nein, laß mir den einzigen Trost, der mir übrig bleibt! Laß die Quelle meiner Thränen nicht versiegen! Laß mich alle Liebe, die ich für meinen Federico, für den geliebten Vater, so innig hegte, meinem Enrico, und dir, göttlicher Vater, zuwenden, damit ich einst würdig befunden werden kann, an ihrer Seite, in deinen himmlischen Wohnungen aufgenommen zu werden. — Deine Güte ist eben so groß und unendlich, als deine Allmacht. Von den Tausenden von Wohlthaten, die deine

Hand über die Menschen unaufhörlich ausschüttet, flehe ich dich nur um Eine an: Laß meinen Enrico in den Fußstapfen seines Vaters wandeln! laß ihn ein frommer, biederer Mann werden, und sich die Tugenden erwerben, welche seinen Vater zum liebevollsten Gatten, Vater, Sohn und Freund machten!"

Luigia und Giovanni hatten den Lauf der frommen Gedanken und Ergießungen ihrer Gebieterin nicht zu unterbrechen gewagt. Als sie aber geendigt hatte, stellten sie ihr die Gefahr, länger an diesem Orte zu bleiben, vor. Denn schon fing der Tag an zu grauen, und vor seinem völligen Anbruch wollten sie die Unglückliche an eine sichere Zufluchtsstätte bringen.

Giovanni hatte in einem nahen Dorfe einen Verwandten, auf dessen Freundschaft und Verschwiegenheit er zählen durfte. Er eilte dahin und erhielt von demselben auf seine Bitte ein kleines Gefährte, auf welchem es ihm möglich war, die Gräfin weiter zu führen.

Luigia war aus dem Städtchen Sperlinga gebürtig, wo sie noch einen Bruder hatte. In der dringenden Verlegenheit wußte sie keinen bessern Rath, als die unglückliche Gräfin dahinzuführen. — Sperlinga ist nur einige Meilen von dort entfernt. Sie bestiegen das einfache Fuhrwerk, und schlugen den nächsten Weg dahin ein.

Gott beschützte sie auf dieser Fahrt, und die Sonne hatte erst einen geringen Theil ihres täglichen Umlaufs zurückgelegt, als sie vor das Thor des Städtchens gelangten. Die Thore waren geschlossen, und die zahlreichen Soldaten, welche auf den Mauern wanderten, die Bürger, welche in Haufen auf den Wällen standen, und in sichtbarer Aufregung ihre Blicke nach außen richteten, gaben dem sonst so friedlichen Städtchen ein kriegerisches

Ansehen, welches der Gräfin und ihren Begleitern große Besorgnisse einflößte.

Sie waren unschlüssig, ob sie nicht eher umkehren, und einen andern Zufluchtsort suchen sollten, als sich das Thor öffnete und einige Bürger zu dem Wagen traten, und die Gräfin auf eine Weise ansprachen, die sie beruhigten. „Edle Frau," sagte ein Greis, aus ihrer Mitte hervortretend, „tretet mit Vertrauen in unsere Mauern ein. Unsere Thore sind nur den Blutgierigen verschlossen, welche das Vaterland mit einem Schandfleck besudeln, indem sie durch Meuchelmord Tausende von wehrlosen Opfern hinschlachteten. Euch aber, und jedem Bedrängten und Verfolgten öffnen sie sich und bieten Zuflucht und Schutz."

Durch diese Anrede beruhigt, fuhr die Gräfin in das gastfreundliche Städtchen.

Vor dem Hause des Bartolo Barotti, eines ehrlichen Kaufmanns, des Bruders der treuergebenen Luigia, hielt das Fuhrwerk an. Bartolo trat vor die Thüre und war ebenso erstaunt als erfreut, seine Schwester, die er schon seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte, wieder zu sehen. In dem ersten Augenblick seiner Freude bemerkte er nur sie; er umarmte sie brüderlich, und hieß sie willkommen in seinem Hause.

Als er nach wenigen Augenblicken die Gräfin gewahr wurde, deren edle Gesichtsbildung eine vornehme Dame, so wie ihre leidenden Züge eine vom Schicksale Verfolgte verkündeten, näherte sich Bartolo, und entschuldigte sich, daß die Freude, seine Schwester wieder zu sehen, ihn bisher so sehr in Anspruch genommen habe, daß er in den Augen der gnädigen Frau für unartig gelten müsse.

Elvira stieg aus, und wurde in ein einfaches, aber

niedliches Zimmer geführt. Sie hatte in den letzten Stunden zu viel ausgestanden, als daß sie nicht die Ruhe Allem vorgezogen hätte. Ihren Zustand, den die traurigen Vorfälle bedenklich gemacht hatten, fühlte sie recht gut. Als sie sich der Gefahr entronnen sah, und sich allein befand; als sich ihre Lage ihrer Einbildungskraft in ihrem wahren Lichte darstellte, fiel die ganze Last ihres Unglücks zentnerschwer auf ihr Herz. Sie sah sich verwaist, und das Schauerliche ihrer Lage trat klar vor ihre Augen. Die Leiden, welche ihre gefühlvolle Seele bestürmten, verbunden mit der Schwäche ihres Körpers, entkräfteten sie vollends, so daß sie in einen Zustand von gänzlicher Bewußtlosigkeit verfiel. Die schnell herbeigeholten Aerzte erkannten sogleich, daß ihr Gemüth noch mehr der Hülfe bedurfte, als ihr Körper; allein für solche Leiden wußten sie keine Arznei. — Sie zogen sich kopfschüttelnd zurück, indem sie erklärten, daß ihre Rettung in keines Menschen Macht, sondern nur in Gottes Hand stehe, dem es allein möglich sey, Wunder zu wirken.

Dieser Ausspruch der Aerzte brachte die besorgte Luigia fast zur Verzweiflung. Sie hatte für die Gräfin, der sie von ihrer Kindheit an als Amme und Wärterin beigegeben worden war, eine wahrhaft mütterliche Anhänglichkeit, und kein Opfer, ja selbst nicht das ihres eigenen Lebens, wäre ihr zu groß gewesen, um die theure Gebieterin zu retten. Jede Stunde, welche die Pflege der Kranken, oder des Kindes nicht erheischte, brachte sie im Gebet für sie zu; denn die Fromme wußte, daß Gott Alles, ja selbst das Unmöglichscheinende vermag, und daß sein Ohr dem inbrünstigen Flehen seiner Kinder nicht verschlossen bleibt.

Eines Abends, drei Tage nach ihrer Ankunft in Sper-

linga, saß Luigia am Bette der Kranken, welche eingeschlummert war, und las in einem Andachtsbuch. Elvira schlug die ermatteten Augen auf, und sah Luigia beten. „Bete laut, Luigia," sagte sie, „daß ich auch an deinem Gebet Theil nehmen kann; denn ich fühle schon die eisige Hand des Todes auf meiner Brust. — Gott will mich schon zu sich, — zu meinem Federico, abrufen —. Sein heiliger Wille geschehe! — Nur Eins vergällt mir diesen Gedanken, der mich sonst selig machen würde. — Wer wird meinem Enrico, dem armen Verlassenen, Mutterstelle vertreten, und seine jungen Jahre der Unerfahrenheit auf den dornigten und gefahrvollen Wegen dieses Lebens führen?" — „Beruhigt euch, gnädige Frau," sagte Luigia sie unterbrechend, „Gott, der für die geringsten Insekten, welche in Millionen von Millionen auf der Erde kreisen, so väterlich sorgt, ohne dessen Willen kein Haar von unsern Häuptern fällt, wird Alles zum Besten lenken, und weder euch noch dem unschuldigen Kinde seine schützende Hand entziehen. — Seht! o seht, es lächelt euch an, gleichsam als wollte es euch sagen: Mutter sey getrost; große, unaussprechliche Freude wird dir Gott noch auf dieser Welt, durch mich angedeihen lassen."

Bei diesen Worten, welche auf das kranke Gemüth der Gräfin einen tiefen Eindruck machten, brach plötzlich ein Strom von lange verhaltenen Thränen aus ihren Augen hervor. Wie ein warmer Gewitterregen an einem Sommertage die Natur erquickt und neu belebt, wirkten diese Thränen auf die Gesundheit der Unglücklichen. Diese einfachen Worte der theilnehmenden Luigia waren für die kranke Seele der Gräfin ein wunderbarer Heilbalsam. — Ihre Brust hob sich in freien Zügen, als wäre ihr wirklich eine große Last vom Herzen genommen; und Luigia

benützte diese günstige Stimmung, um die so glücklich begonnene Genesung zu vollenden. Sie schlug das Andachtsbuch wieder auf, und las eine Betrachtung über die Vergänglichkeit der Erdengüter vor, welche mit folgenden Worten endete: „Deine Hand, o mein Gott! hatte mich mit Gütern überschüttet, die sie mir nun wieder entzieht, um mich zu erinnern, daß Alles hienieden vergänglich und eitel ist. Ich nehme diese Prüfung, so hart sie mich auch trifft, in geduldiger Hingebung an, und will, in der kindlichsten Zuversicht, daß du diese Schicksale nur zu meinem Besten so lenktest, sie ohne Murren tragen, und täglich mein Gebet zu dir mit den Worten: Herr! dein Wille geschehe! schließen; denn du allein weißt, was uns frommt; du allein siehst in die Zukunft und kannst aus dem, was uns ein Uebel scheint, unser Wohl ersprießen lassen. — Die Leiden, welche du uns auferlegst, sind nur die Wege, deren sich deine unergründliche Weisheit bedient, um uns vor größern Uebeln zu bewahren; der Zweck deiner Prüfungen ist nur, uns zu bessern und zu vervollkommnen, uns deiner unendlichen Güte würdiger zu machen. — Ja, Herr im Himmel! bei näherer Untersuchung meiner Lage erkenne ich es an; ich bin noch besser begabt, als Tausende von meinen Mitmenschen, und viele Tausende würden meine Lage beneidenswerth finden. Darum, o mein Gott! stärke meine Seele; laß die Gefühle meiner Dankbarkeit in meinem Herzen nicht erkalten, auf daß du mich ferner noch deiner Wohlthaten würdig finden mögest.“

Was die Aerzte nicht einmal zu versuchen wagten; was kein Heilmittel aus der Hand des geschicktesten unter Allen vermocht hätte, das versuchte Luigia, das vermochten die Trostgründe der Religion, und das Gebet. — Elvira wurde von Tag zu Tag kräftiger, und nach einigen

Wochen war sie im Stande, das Bett und auch bald das Zimmer zu verlassen.

Wir verlassen sie, und empfehlen sie dem fernern Schutze Gottes, der sie so sichtbar aus der drohendsten Gefahr rettete und schirmte, um unsere Blicke auf Federico zu lenken.

Achtes Kapitel.

Das Romualdiner-Kloster.

Geschwächt durch den bedeutenden Blutverlust seiner Kopfwunde, so wie durch die peinlichen Gedanken und Gefühle, welche sein Herz bestürmten, mußte Federico von seinem Diener auf dem Pferde gehalten werden. Als sie nun zum Burgthor hinausritten, und der Graf den letzten wehmüthigen Blick auf die rauchenden Trümmer geworfen hatte, sagte er zu seinem Begleiter: „Wo ist der Vater meiner Gattin, Ruperto! Du kamst allein auf die Burg; ist ihm etwas widerfahren? Oder hast du ihn vor der Wuth der Empörer sicher gestellt?“ — Ruperto erzählte dann, wie sie in dem Dorfe von einer großen Anzahl von Bewaffneten angefallen worden seyen, und wie sie in dem Gewühl von einander getrennt worden seyen, nachdem es ihm gelungen war, den Greis aus den Händen der Wüthriche zu reißen. „Als ich eben den Herrn Grafen von diesem blutigen Schauplatze fortriß,“ sprach er, „wozu mir ein wackerer Mann, den ich nicht erkannte, verhalf, indem er den nächsten Räuber zu Boden streckte, fiel die ganze Rotte wüthend über uns her. Ich wurde niedergeworfen, und als der Schwarm sich mit furchtbarem Geheul entfernt hatte, war der Herr Graf nicht

mehr zu finden. Ich zweifelte dann nicht, daß er seinen Weg gegen die Burg fortgesetzt haben würde, und ohne Zeit zu verlieren, eilte ich ihm nach. — Ich danke Gott aus dem Innersten meines Herzens, gnädiger Herr, daß er meine Schritte noch zur rechten Zeit hieher lenkte, um euch in der drohenden Gefahr, die euch umschwebte, beizustehen. — Vor Allem ist es nöthig, daß eure Wunde von einem Arzte untersucht und verbunden werde, und wenn ich über euren Zustand ruhig seyn kann, dann will ich mich auf Kundschaft legen, und über dieses traurige Ereigniß Erkundigungen einziehen. — Dort, am Fuße des Berges ist das Romualdinerkloster, dessen Kapelle ihr unlängst auf eigene Kosten wieder aufbauen ließet, als sie der Blitz fast gänzlich zerstört hatte. Dort werdet ihr bei den frommen Mönchen freundliche Aufnahme, und die Pflege finden, die euch in eurer jetzigen Lage so nöthig ist."

"Recht, Ruperto, führe mich hin," erwiederte der Graf. "Doch überlasse es mir, mich dem Prior zu erkennen zu geben, wenn es nöthig ist. Die Mönche kennen mich nicht, und ich wünsche die Zeit meines Aufenthalts dort, welche zu meiner Genesung nothwendig seyn wird, unbekannt zu bleiben."

Sie kamen vor den Mauern des Klosters, als die Sonne am östlichen Horizont auftauchte, an. Die Glocke ertönte vom Thurm herab, und rief die Gottgeweihten zur Morgenandacht in die Kapelle. Ruperto gab mit dem am Thore befindlichen Glöckchen das Zeichen, daß Jemand um Einlaß bäte, und in dem nämlichen Augenblick öffnete der Pförtner und sprach die gewöhnliche Anrede seines Ordens: "Gelobt sey Jesus Christus!" Worauf die Wanderer ihm erwiederten: "In Ewigkeit, Amen!" "Ein frem-

der Ritter," sprach dann der Graf, „der sich außer Stand befindet, seinen Weg fortzusetzen, bittet um ein Obdach, bis es ihm möglich ist, weiter zu gehen." — „Willkommen im Namen unseres Priors und des ganzen Convents," sprach der Pförtner. Dank sey dem Allmächtigen, der uns Gelegenheit gibt, Christenliebe auszuüben. Tretet herein, Herr Ritter, der hochwürdige Pater Prior ist in diesem Augenblick mit allen unsern Brüdern in der Kirche; sobald die Stunde der Andacht vorüber seyn wird, werde ich euch anmelden. Kommt indessen mit mir; ich will euch ein Zimmer anweisen, damit ihr ausruhen könnt; denn ihr scheint recht schwach zu seyn."

Federico dankte dem frommen Manne, und folgte ihm mit Ruperto über den Hof und durch einen langen Gang dessen Wände mit alterthümlichen heiligen Bildern geschmückt waren.

Sie mußten vor der Thüre der Kapelle vorbeigehen, in welcher man die Stimmen der frommen Mönche hörte, die in ihren Liedern Gott priesen, und die erste Stunde des Tages der Andacht und dem Gebete weihten.

Federico entblößte sein Haupt, kniete vor einem Christusbild nieder, welches am Eingang der Kapelle hieng, und verrichtete ein andächtiges Gebet, in welchem er zu Gott um Kraft seine harte Lage zu ertragen flehte.

Der Pförtner, welcher mit Ruperto hinter dem Grafen kniete, bemerkte, als dieser sein Haupt entblößte, das blutige Tuch womit es verbunden war. Als sich Federico wieder erhoben hatte, führte ihn der Pförtner über eine Treppe in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer und sprach mit dem Ausdruck der regsten Theilnahme: „Ihr seyd verwundet, Herr Ritter, erlaubt, daß ich eure Wunde untersuche; wir besitzen einen Balsam, der oft mit der

Hülfe Gottes, eine wunderbare Kraft hat. Ich will ihn gleich holen und euch verbinden.“ — „Ach!“ seufzte Federico, „diese Wunde schmerzt mich nicht; für die Wunde die mich schmerzt, gibt es keinen Balsam.“ — „Gott ist allmächtig,“ erwiederte der Pförtner, „und Ihm, der Leben und Tod, Freuden und Leiden vertheilt, ist nichts unmöglich.“

„Ihr habt Recht, frommer Mann; verzeiht, wenn mir ein schmerzliches Gefühl, welches wie glühende Dolche mein Herz durchwühlt, eine Aeußerung erpreßte, die meine Grundsätze mißbilligen.“

Der Pförtner ging, und Federico, durch die allzugroßen Seelen- und Körperleiden erschöpft, legte sich auf eine Matratze, die auf einer Feldbettstatt im Zimmer lag. Als der Pförtner nach wenigen Augenblicken wieder hereinkam, stellte er ein Kästchen auf den Tisch und näherte sich dem Grafen, um seine Wunde zu verbinden.

„Allmächtiger Gott!“ rief er erschrocken, als er die fingerlange, tiefe und breitklaffende Wunde sah. „Der Herr sey mit euch und vor Allem dem gnädig, der euch so zurichtete!“ Er nahm einen nassen Schwamm und wusch mit zarter Schonung das gestockte Blut, womit die Haare zusammengeklebt waren, und als dieß mit vieler Mühe geschehen war, holte er Scharpie und Leinwand, und Alles, was zum Verbinden nöthig war, aus dem Kästchen, und legte dem Grafen ein Heilpflaster auf seine Kopfwunde. „Gott gebe seinen Segen, daß ihr bald genesen möget, Herr Ritter,“ sprach er hierauf und entfernte sich, um dem Prior den Ritter zu melden.

Bisher hatte Federico die Schmerzen seiner Wunde noch nicht sehr empfunden; allein jetzt, wo er sich ungestört seinen traurigen Gedanken über das Vorgefallene

hingeben konnte, wirkten diese Erinnerungen sehr nachtheilig auf seinen ohnehin bedenklichen Zustand, und die Hitze, welche ihm dabei in den Kopf stieg, führte ein Fieber herbei, welches ihm, ohne die zarte Pflege der guten Mönche, sicherlich das Leben gekostet haben würde.

Der Prior des Klosters, von der Ankunft des fremden verwundeten Ritters benachrichtigt, hatte sich sogleich nach der Morgenandacht zu ihm begeben. Der Zustand des Grafen rührte den gefühlvollen Greis. Seine erste Sorge war, ihm ein bequemeres Lager bereiten zu lassen, und aus reger Theilnahme wagte er eine indirekte Frage an Ruperto über seinen Herrn, welcher in einen Schlummer, oder vielmehr in eine große Schwäche versunken, die dem Tode nicht unähnlich war, zu stellen. „Ohne den unergründlichen Rathschlüssen der Vorsehung vorgreifen zu wollen," sagte der ehrwürdige Greis, „däucht es mir, daß euer Herr von dem Ziele seiner irdischen Laufbahn nicht mehr fern ist; ihr kennt ohne Zweifel seine Familie; wollt ihr sie nicht davon in Kenntniß setzen? — Es würde seinen Angehörigen doch ein kleiner Trost seyn, seinen letzten Hauch zu empfangen, — wenn es Gott gefallen sollte, ihn von diesem Leben abzurufen, und ihm selbst eine Erleichterung verschaffen, sich von geliebten Personen umgeben zu sehen."

„Ehrwürdiger Vater," erwiederte Ruperto, „gönnt mir den Trost an dem Krankenbette meines Herrn bleiben zu dürfen, bis Gott sein Machtwort über Leben oder Tod ausgesprochen haben wird. Und sollte ihm das Letztere beschieden seyn, so werde ich, bei'm Scheiden aus eurem gastfreundlichen Hause, euch mit dem innigsten Dank für eure liebevolle Aufnahme und Behandlung noch die Versicherung geben, daß der fremde Ritter eurer

Wohlthaten wie eures Mitleids würdig war. — Und wenn ihm Gott noch ein längeres Leben schenkt, dann wird er selbst die Schuld der Dankbarkeit abtragen, und euch über sein Unglück vielleicht Mittheilungen machen, über welche der Diener schweigen muß.“

„Wir forschen nicht nach den Geheimnissen der Unglücklichen, welche unserer Unterstützung bedürfen; jeder Hülfsbedürftige, der unsern Beistand anspricht, hat gleiche Rechte auf denselben. Fremdes Unglück lindern, ist eine der ersten Pflichten des Christen. Möge der Himmel seinen Segen mit unsern Bemühungen vereinigen, und euren Herrn bald in den Stand setzen, seinem fernern Beruf zu folgen!“

Gemüthsleiden flößen eine größere Theilnahme ein, als die des Körpers. Es ist eine Art von Seelenverwandtschaft zwischen Denjenigen, welche die Schläge des Schicksals kennen. Daher fühlten sich Federico und der Prior, auf dessen Antlitz der Kummer tiefe Spuren zurückgelassen zu haben schien, durch eine geheime Macht an einander angezogen.

Die zarte Pflege, deren Gegenstand Federico im Kloster war, blieb nicht fruchtlos. Seine Lage besserte sich allmählig; seine Wunde heilte bald ganz, und seine Unterredungen mit dem ehrwürdigen Prior trugen täglich bei, die Ruhe in seine Seele wieder zu bringen.

Der fromme Mann, welchem das Schicksal in seiner Jugend tiefe Wunden in das Herz geschlagen hatte, wußte fremdes Unglück um so mehr zu würdigen, und da er Federico's Schweigen über das seinige ehrte, so suchte er sein Gemüth auf indirekte Weise aufzuheitern.

Als ihm eines Tages Federico in einem Anfall von Schwermuth geäußert hatte, daß er der unglücklichste

Mensch auf der Welt sey, ohne ihm jedoch seine traurigen Verhältnisse mitzutheilen, glaubte der theilnehmende Greis die dunkeln Schatten, die seine Seele umdüsterten, mit tröstenden Gleichnissen verscheuchen zu müssen. „Glaubt ja nicht, mein Sohn," sprach er, „daß es nicht in der Welt noch weit unglücklichere Menschen gibt, als ihr seyd; denn ihr tragt im Busen ein Herz, das mit christlichen Gefühlen erfüllt ist; und diese geben euch einen unschätzbaren Vorzug vor Tausenden von Unglücklichen, die in ihrem Mißgeschick den Trost unserer heiligeu Religion nicht kennen, und ihre Hoffnung nur auf die blinde Laune eines Zufalls zu gründen beschränkt sind. Das Unglück stärkt die Seele des Christen, während Derjenige, der entweder durch die beklagenswerthe Folge einer Irrlehre, oder aus sträflicher Gottlosigkeit, die göttlichen Eingebungen des Christenthums verkennt, unter der erdrückenden Last eines trostlosen Unglücks schmachtet, und wie eine Pflanze, welche die wohlthuenden Strahlen der belebenden Sonne, und die kühlende Frische eines erquickenden Regens entbehrt, welkt und verdorrt.

Aus meiner eigenen Lebensgeschichte könnte ich euch Begebenheiten erzählen, welche euch die innerste Ueberzeugung abgewinnen müßten, daß es auf dieser Welt kein so großes Unglück gibt, daß es die Religion nicht mildern, ja sogar gänzlich heben kann.

Doch wozu Erinnerungen zurückrufen, welche ich seit dreißig Jahren aus meinem Herzen zu verbannen bemüht bin? — Hört eine Geschichte, welche sich erst kürzlich in unserer Nähe zugetragen hat, und prüft hernach, mein Sohn, ob ihr euer Unglück noch als das größte findet:

Dort auf dem hohen Gebirge, wo ihr mit freiem Auge die schwarzverbrannten Mauern, die Trümmer der

noch vor wenigen Tagen hoch in die Lüfte emporragenden Thürme und Zinnen einer alterthümlichen Burg erblicken könnt, lebte eine allgemein geachtete und verehrte Familie von altadeliger Herkunft.“ — Bei diesem Eingang konnte sich Federico eines innern Schauers nicht erwehren, welcher von dem Greise, der eben durch das offene Fenster mit der Hand auf die Burg hindeutete, nicht wahrgenommen wurde. — „Der alte Graf, dem ein leider zu früher Tod die geliebte Gattin entrissen, hatte zwei Söhne, welche, bei ganz gleicher Erziehung eben so verschiedene Charaktere, schon in früher Jugend zeigten. Der Aeltere, ein frommer und sanfter Jüngling, besaß alle Tugenden seiner beiden Eltern; der Jüngere hingegen, äußerte ein neidisches, zänkisches Gemüth und eine Abneigung gegen seinen Bruder, welche ihn oft zu der lieblosesten Behandlung gegen denselben verleiteten. — Der alte Graf grämte sich über die Uneinigkeit, welche oft die friedliche Eintracht seines Hauses störte, und wollte, da er schon im Alter vorgerückt, vor seinem Ende über seine Güter verfügen. Er versammelte einen Kreis von alten Freunden, in deren Gegenwart er seinen beiden Söhnen seinen Willen eröffnete. Der Jüngere glaubte sich bei der Theilung übervortheilt, und diese Meinung fachte seinen Neid gegen den Bruder noch mehr an. Anstatt diese Leidenschaft zu unterdrücken, nährte er einen Haß und eine Rachsucht, welche er sich zu befriedigen schwor, sobald sich die Gelegenheit ergeben würde. Diese ließ leider nicht lange auf sich warten. — Der ältere Sohn, welcher sich mittlerweile mit einem adeligen Fräulein verehelicht hatte, lebte in der glücklichsten Ehe mit der Gattin seiner Wahl auf der Stammburg, welche ihm zugefallen war. Die Geburt eines Erben sollte nun bald

den letzten seiner Wünsche erfüllen, als die unglückselige Katastrophe, welche unser Vaterland mit Blut bedeckte, die gottlosen Racheplääne des jüngern Bruders begünstigte. Der Vater der Gräfin war ein französischer Graf, welcher sich in Palermo aufhielt. Die liebende Tochter empfand plötzlich eine so lebhafte Sehnsucht nach ihrem Vater, daß ihr Gatte, der jeden ihrer Wünsche zu befriedigen beflissen war, sich sogleich nach Palermo begab, um selbst den geliebten Vater seiner Gattin zu holen, nicht ahnend, daß diese Trennung die letzte auf dieser Welt sey."

Bei diesen Worten des Priors fiel Federico auf seinen Stuhl zurück. Der Greis hatte Mühe, ihn zur Besinnung zurückzubringen. Als der Graf wieder zu sich kam und todtenblaß auf den Greis blickte, glaubte dieser, daß der Ritter nur aus gefühlvoller Theilnahme für fremdes Unglück sich so aufgeregt fand, und um ihn vollends von der Wahrheit seiner Worte, nämlich, daß es keinen Unglücklichen gebe, der nicht noch einen Unglücklichern finden könne, zu überzeugen, setzte er seine Erzählung fort.

"Noch habt ihr das Aergste nicht gehört," hob er wieder an. "Während der zärtliche Gatte in Palermo war, brach die unheilbringende Empörung aus, die sich über das ganze Land so schauerlich erstreckte, und es mit Blut bedeckte. Der Graf kam in eben dem Augenblick zurück, um seine Burg, welche sein Theuerstes enthielt, in Flammen aufgehen zu sehen. Er traf nur einen Schutthaufen mehr, unter welchem sein Glück vergraben lag. — Die Brandstifter, deren Anführer zu nennen sich die Zunge sträubt, und den ihr gewiß schon errathen habt, waren noch im Burghof, und — —" — "O schont mich mit

dem Uebrigen!" rief Federico in höchster Aufregung, und in Thränen ausbrechend.

„Nun," sagte dann der Prior, „wenn ihr das Ende dieser schaudervollen Begebenheit errathet, oder nicht hören wollt, so will ich über diesen gräßlichen Mord, der den Himmel empört, den Vorhang ziehen; nur sagt mir, edler Ritter, ob euer Unglück noch das größte ist. — Und wenn das eine oder das andere jener schuldlosen Opfer dem schrecklichen Tod entronnen ist, was man bisher noch nicht ausmitteln konnte, ob ihr mit ihnen tauschen möchtet?" —

Wie ein Bergstrom, der seine Dämme durchbrochen, und unaufhaltsam dem Thale zueilt, brach aus Federico's Augen eine Fluth von heißen Thränen. Er verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen und ein heftiges Schluchzen erschütterte seine Brust. Bei diesem Anblick entstieg dem frommen Prior eine Vermuthung, wer der Ritter seyn könnte; denn für bloße Theilnahme an fremdem Unglück schien ihm diese Erschütterung, selbst bei dem gefühlvollsten Herzen zu stark. Indessen wagte er keine Frage, um das Geheimniß seines Gastes auszuforschen.

Tausend Gedanken und Muthmaßungen beschäftigten den Greis, welcher schon anfing zu besorgen, daß er in der besten Absicht zu viel gesagt, und vielleicht anstatt Balsam in seine Herzenswunde zu gießen, unwillkürlich dieselbe wieder aufgerissen haben möchte. Nach einer Pause hob er wieder an: „Verzeiht, Herr Ritter, wenn meine Worte eine zarte Seite eures Herzens unsanft berührten; der Arzt kann sich über die Natur der Krankheit seines Patienten täuschen, und dann erst, wenn er sie ergründet und erkannt, ist es ihm möglich, wirksame Mittel

anzuwenden, welche seine Leiden lindern und ihm die Gesundheit wieder geben können."

"Ja, ehrwürdiger Vater," erwiederte Federico, "Vertrauen, unbedingtes Vertrauen zu dem Arzte der Seele, wie zu jenem des Körpers ist nothwendig; und ich würde mich des Undanks gegen euch schuldig machen, wenn ich mein Geheimniß länger in meinem Herzen verschließen würde. — Wisset denn, ich bin — Federico, Graf Leonardi, der Unglückliche, dessen beklagenswerthe Geschichte ihr eben erzähltet. — — Nun könnt ihr selbst meinen Schmerz ermessen, und urtheilen, ob mein namenloses Unglück noch übertroffen werden kann."

"Die Güter dieser Welt sind alle vergänglich," versetzte der Prior, "und eben darum soll der Christ, indem er sie aus der Hand der Vorsehung empfängt, immer bereit seyn, dieselben zurückzugeben, wenn es der Wille Gottes gebietet. Nur Eins ist uns als Eigenthum beschieden, das Einzige, welches uns in allen Lagen Trost und Zufriedenheit gibt, — das Bewußtseyn eines reinen Herzens. Und wer kann mehr als ihr, edler Herr Graf, in der eigenen Brust jene unversiegbare Quelle von Trost finden? Ihr, dessen Hand stets den Armen offen war; ihr, dessen Frömmigkeit allen euren Umgebenden als Muster hätte dienen sollen.

O wie schmerzt es mich, dem Wohlthäter der Armen, dem Edlen, dem wir selbst so viel verdanken, jetzt Trost und Hoffnung zusprechen zu müssen! — Nähret beides in eurem Herzen; Gott wird sicher einstens eure Leiden mit Freuden vergelten."

Federico dankte dem guten Greise für seine Theilnahme, und sprach den Wunsch aus, daß das Geheimniß seines Namens bewahrt werde, welches ihm der Prior

zusagte. Und von nun an kannte man ihn im Kloster unter dem Namen Romualdo.

Ruperto verließ die gastfreundliche Wohnstätte der Frömmigkeit und des Friedens, um über den Ausgang der traurigen Begebenheiten Erkundigungen einzuziehen. Er ging mit dem Segen des frommen Priors und seines Herrn. Thränen traten dem treuen Diener in die Augen, als er von Federico Abschied nahm; denn er hatte wenig Hoffnung, ihm gute Nachrichten zu bringen. Auch in des Grafen Auge glänzte eine Thräne, als er den Alten entließ, dem er seine Rettung verdankte.

Neuntes Kapitel.

Das Gewissen.

Wie eine Rose, die an einem Frühlingsmorgen von dem rauhen Nordwind angeweht, sich entfärbt, und sich auf die Knospe neigend welkt, sah man Elvira in Barotti's Hause, mit Enrico auf ihrem Schoos. Täglich nahm sie mehr ab; nichts vermochte ihr verdüstertes Gemüth aufzuheitern. Der theilnehmende Barotti hatte die Aufmerksamkeit gehabt, ihr eine Harfe zu verschaffen. Dieses Instrument, dessen melodischen Töne sonst frohe Lieder begleiteten, lag entsaitet in einer Ecke; Pinsel und Farben, womit sie ehemals mehrere Stunden des Tages so angenehm ausfüllte, indem sie sich geliebte Gegenstände vergegenwärtigte, waren eingetrocknet und mit Staub bedeckt; selbst die Bücher, welche der gute Bartolo ihr zu verschaffen bemüht war, in welchen sonst ihr wißbegieriger Geist Nahrung schöpfte, lagen, mit Ausnahme ihres Andachtsbuches, unberührt im Schrank. Alles war für

sie reizlos und ausgestorben. — Schon zweimal, seit sie sich in Sperlinga aufhielt, war Giovanni, der theilnehmende Diener auf Kundschaft ausgegangen, und alle seine Bemühungen fruchtlos geblieben. Nirgends hatte er, weder über das Schicksal des Grafen d'Elby, noch über das des Federico, etwas Näheres erfahren können.

Auch war Graf Carlo schon seit einigen Monaten nach Italien verreist, wo er bei der Nachricht des Vorgefallenen erkrankte, und bald darauf in ein besseres Leben überging. Dieß war die einzige sichere Botschaft, welche ihr Giovanni überbrachte, und ihren Kummer noch vergrößerte. Es blieb ihr also nichts mehr übrig, als sich geduldig in ihr Schicksal zu fügen, und das that sie auch, als eine fromme Christin, als eine liebevolle Mutter, welcher die Erziehung ihres einzigen Kindes wie die heiligste Pflicht am Herzen lag.

Indessen vergingen Wochen und Monate; Enrico wuchs und gedieh zur Freude der Mutter, und es erwachte in ihrem kummervollen Herzen ein seliges Gefühl, als der Kleine die ersten Worte zu lallen anfing, als er zitternd seine ersten Schritte wagte. Und mit welchem Entzücken sah sie, daß die Züge des inniggeliebten Knaben immer mehr das treue Ebenbild des beweinten Gatten wurden! — Oft heftete sie ihre Blicke auf das frohe, unschuldvolle Gesicht ihres Kindes, und vertiefte sich in Erinnerungen, welche ihre Augen mit Thränen trübten. Enrico schlang, als wollte er die Mutter trösten, die Aermchen um ihren Hals, und diese selige Umarmung der Unschuld verscheuchte alle düstern Gedanken.

„Mein Gott,“ sagte sie mit innigstem Gefühl, „die Quellen deiner Wohlthaten, womit du die Menschen überschüttest, sind unerschöpflich, wie deine Güte. Du heilest

die Kranken, tröstest die Unglücklichen; du sorgst für Alle, und deine Vaterhand nimmt liebreich Diejenigen auf, die deine Hülfe anflehen. O höre auch meine flehende Stimme, Vater im Himmel! erhalte mir meinen Enrico! laß ihn fromm und gut werden, wie sein Vater war, gib mir, schwachem Weibe, die Kraft, ihn auf dem schmalen Pfade der Tugend zu leiten."

Elvira widmete sich ganz der Erziehung ihres Knaben. Schon in der zartesten Kindheit, sobald der Kleine einige Worte aussprechen konnte, gewöhnte sie ihn an das Beten; "denn," sagte sie, "wenn der Saamen des Guten einmal im Herzen aufzukeimen angefangen hat, kann sich das Böse nicht mehr so leicht einnisten." Und alle die kindlichen Launen, welche sich hie und da zeigten, unterdrückte sie in ihrem Entstehen, und pflegte zu sagen: "Alle jene Fehler, welche die elterliche Nachsicht bei den Kindern unbeachtet läßt, sind der Keim der großen Laster und der verderblichen Leidenschaften, welche man später nicht mehr bemeistern kann, und das Unglück der Menschen erzeugen."

O wie wahr sprach die besorgte Mutter! Wie oft sah man nicht Neid, Zorn, Eigensinn, Faulheit, Unverträglichkeit, Herrschsucht und noch viele andere Fehler eines Kindes mit ihm wachsen, und es dann in reifern Jahren, als unbezwingliche Leidenschaft in Elend und Unglück stürzen!

Gemäß der Nachlässigkeit der damaligen Polizei, waren über den Brand der Burg, so wie über das Verschwinden der Bewohner derselben, keine Untersuchungen gemacht worden. Alles dieß, und noch manches Verbrechen wurde auf Rechnung der Empörung übertragen, und übersehen.

So lebten denn die beiden getrennten Gatten, in der Meinung, daß sie gegenseitig für einander verloren seyen, so ruhig und glücklich, als es ihre Lage zuließ. — Wer könnte hier den mächtigen Einfluß, die wunderbare Kraft der Religion verkennen? — Federico und Elvira von dem Gipfel des Glückes in das Elend gestürzt, und von Allem beraubt, was ihnen lieb und theuer war, mit Ausnahme des Kindes, welches der Gräfin, gleichsam um die traurige Erinnerung an eine schöne Vergangenheit rege zu erhalten, allein übrig bleibt, — beide finden in ihrem Mißgeschick Trost, Ruhe, Friede, — und das ist ja Glück auf dieser Welt.

Wie anders sah es mit Alfonso aus! Nachdem er die unselige That verübt hatte, täuschte er sich eine Zeit lang über die Gefühle, die in ihm tobten. Wenn ihm sein Gewissen über das begangene vielfache Verbrechen, laute Vorwürfe machte, suchte er sie zu übertäuben, indem er sich zu überreden bemühte, daß er nur eine gerechte Rache genommen habe. Allein dieser Grund war nicht hinreichend, um den innern Richter zu beschwichtigen; denn selbst im Falle eines erlittenen Unrechts, ist Rache immer ein Verbrechen in den Augen Gottes, dem allein das Vergeltungsrecht gehört. — Seine Unruhe wuchs mit jedem Tag. Der Sturm, der in seiner Brust tobte, jagte ihn unaufhörlich und rastlos hin und her, ohne daß er irgendwo Ruhe finden konnte. Des Tages, wenn er seine Blicke auf die von ihm zerstörte Burg wendete, und sie auf den Thurm der Kapelle fielen, der sich allein mitten unter diesen zerfallenen Mauern erhob, gleichsam um ihn an die scheußliche That zu erinnern, wandte er sie mit einem innern Abscheu ab, rief die Nacht an, daß sie ihren Schatten über diese Gegenstände verbreite, deren

Anblick ihn erschreckte und erschütterte. Die Nacht brachte ihm neuen Schrecken, neue Angst. Er wagte es nicht einen Augenblick allein zu bleiben; überall glaubte er die bleichen Schatten der Ermordeten zu sehen, die Blut für Blut forderten. Sein Schlaf war unruhig und durch schreckliche Träume unterbrochen. Oft wachte er plötzlich auf, und schrie in einem kläglichen Tone, als wäre er unter dem Dolche der Mörder, und flehte ihre Gnade an. Seine Angst war dabei so groß, daß er mit den Zähnen klapperte, und man aus seinem Hülferufen kein Wort verstehen konnte.

Die bejammernswerthe Lage dauerte schon über ein Jahr, als er, in der Hoffnung, sein schreiendes Gewissen zu betäuben, sich in dem Umgang mit Menschen, den er bisher geflohen hatte, eine Zerstreuung suchte. Thörichter Wahn! — Vergebens stürzte er sich in den Strudel sinnlicher Vergnügungen, und suchte im Kreise fröhlicher Gesellen eine Ruhe, die für ihn ausgestorben war. Vergebens brachte er Tage und Nächte in Spiel- und Trinkgelagen zu; überall verfolgten die finstern Geister seine gepeinigte Seele, und die Ausschweifungen, womit er den innern Richter zu beschwichtigen suchte, schwächten seine Gesundheit, ohne seine Seele zu stärken. Er gerieth in die Hände von leichtsinnigen Menschen, welche die gedankenlose Zerstreuung, welcher er sich hingab, benützend, sein Vertrauen mißbrauchten.

Alfonso hatte sich nach Messina begeben, um in einem größern Kreise seinen Zweck leichter erreichen zu können. Gleiches mit Gleichem gesellt sich gerne; kein Wunder also, wenn er bald mit sittenlosen Menschen bekannt wurde, die, wie er, ihre nicht ehrenvolle Vergangenheit aus ihrem Gedächtniß zu verdrängen suchten.

Bisher hatte Alfonso nur unter dem Einfluß einer Leidenschaft, ein Verbrechen begangen, und wäre er in eine bessere Gesellschaft gerathen, so würde er gewiß seinen begangenen Fehler bereut, und durch eine bußfertige Lebensweise Gott und seine Opfer zu versöhnen gesucht haben. Allein, wenn einmal der Schutzengel durch Sünden dieser Art verscheucht ist, so irrt der Verlassene wie in einem Labyrinth; böse Geister umflattern ihn, und führen ihn von einem Abgrund in den andern, bis er in eine Tiefe sinkt, aus welcher ihn nur die Hand Gottes retten kann.

Alfonso war schon längst von seinem Schutzengel verlassen, denn nur böse Geister konnten ihn in die Gesellschaft führen, mit welcher er nun in Messina umging. Unter andern hatte er einen vertrauten Umgang mit Valerio, einem allen Leidenschaften ergebenen Menschen, der, jeden bessern Gefühls unfähig, ihm Freundschaft heuchelte, und sein Vertrauen zu gewinnen suchte, um es zu seinem Vortheil zu benützen. Es gelang ihm auch leicht. Alfonso, der die Bande des Blutes und der Freundschaft so gewaltsam zerrissen hatte, fühlte in seiner Verlassenheit das Bedürfniß eines Freundes, glaubte ihn in Valerio gefunden zu haben, und überließ sich ganz der Arglist dieses Menschen, der bald das Innere des Alfonso durchschaut hatte.

Aus seiner Zerstreuung und seinem Hang nach betäubenden Vergnügungen hatte er auch leicht geschlossen, daß dieses düstere Gemüth, welches sich auf jede Art, und um jeden Preis zu erheitern suchte, von einer Gewissensangelegenheit herrühren müsse, welche er zu erforschen beschloß. Um Alfonso zu bewegen, ihm sein Geheimniß anzuvertrauen, war für den Verdorbenen kein Mittel

zu schlecht; er bediente sich des verderblichsten, wie es von einem so verworfenen Menschen zu erwarten war. Durch Verspottung Alles dessen, was recht und heilig ist, und Anpreisung aller Laster, die er den wahren Genuß des Lebens nannte, stumpfte er Alfonso's letzten Gefühle für Recht und Ehre so ab, daß dieser nicht mehr ferne war, sich aus dem gräßlichsten aller Verbrechen einen Ruhm zu machen; und nachdem Valerio, um ihn in seine Fallstricke zu bringen, ihm einige, theils erdichtete, theils wahre ehrlose Streiche aus seinem Leben erzählt hatte, glaubte Alfonso das Vertrauen des Freundes mit gleichem Vertrauen vergelten zu müssen, und nahm keinen Anstand, ihm alle Geheimnisse seines Herzens mitzutheilen. Valerio erfuhr aus seinem Munde die gräßliche That, die seine Ruhe untergraben hatte.

Um das schreiende Gewissen zu beschwichtigen, sucht der Sünder im Unglauben eine Beruhigung, die er nur in Reue und Buße finden kann. Verläugnung und Lästerung der heiligsten Wahrheiten, ist gewöhnlich im Gefolge des Lasters; weil der Verbrecher von einem Jenseits nichts wissen will, wo er nur strafende Vergeltung erwarten kann.

So weit hatte es auch Alfonso auf seinem lasterhaften Wege gebracht. Die Gesellen seiner Ausschweifungen gingen ihm mit Beispiel voran, und er folgte ihnen.

Indessen fand er in dieser Lebensweise die Ruhe nicht, die er zu finden gehofft hatte.

Eines Tages, als er sich auf einer Jagd im Gebirge von seinen Gefährten zufällig, oder besser, durch eine jener göttlichen Fügungen, welche die Vorsehung dem Sünder schickt, um ihn auf den Weg des Heils zurückzuführen, getrennt hatte, irrte er lange mit seinem Hunde

umher, ohne den Weg in die Stadt wieder finden zu können. Das Bedürfniß der Ruhe und der Nahrung hatte seinen Körper sehr geschwächt. Er folgte seinem Hund auf einem steilen Fußpfad, ohne zu wissen, wohin ihn dieser führen würde, und nach seiner angenommenen Gewohnheit fluchte er laut über das Mißgeschick, welches ihn von dem rechten Wege abgeleitet hatte, als sein Hund plötzlich stehen blieb und zu bellen anfing, und er sich vor einer von der Natur gebildeten Felsenhöhle befand, in welcher ein ehrwürdiger Greis, im Eremitengewand, vor einem Tischchen saß, auf welchem ein Buch lag.

„Lästere nicht, junger Mann," sagte der Greis, als er die Blicke auf den Fluchenden emporrichtete; „denn ein Tag wird kommen, wo jede deiner Handlungen, jedes deiner Worte, in die Waage gelegt wird. Die Menschen gehen auf dieser Welt verschiedene Wege, aber ihr Ziel ist derselbe, und wohl dem, welcher den rechten nicht verfehlte! — Hast du ihn verfehlt, so suche ihn wieder zu finden, Gott wird dir dazu helfen; aber hüte dich seine Fügungen zu lästern, und gedenke, daß Er Jedem nach Verdienste vergilt."

Bei diesen prophetischen Worten des ehrwürdigen Greises, war Alfonso so betroffen, daß er verstummte und beschämt dem Eremiten zuhörte, dessen Worte die Wunde seines Gewissens aufwühlten. Er glaubte eine überirdische Stimme zu hören, und indem er nicht wagte sie zu unterbrechen, fiel er vor dem frommen Einsiedler auf ein Knie.

Welche unwiderstehliche Macht übt nicht die Tugend selbst über die Lasterhaften aus! Alfonso sah die Kluft, in welche ihn seine Leidenschaften geführt hatten; bessere Gefühle kämpften in seinem Innern mit den verdorbenen

Grundsätzen, die ihn beherrschten, und er verließ den Eremiten mit dem Vorsatze sich zu bessern, und durch ein reuiges, bußfertiges Leben, die verlorene Ruhe wieder zu erlangen.

Indessen hatte er einen harten Kampf zu bestehen, um sich von allen Banden zu befreien, womit er umstrickt war.

Die Larve der Freundschaft, unter welcher der arglistige Valerio seine wahren Absichten verbarg, hatte den verführten Alfonso der Art geblendet, daß jener über seine Handlungen, wie über seine Börse schalten und walten konnte; und er machte von dieser letztern einen so häufigen Gebrauch, daß Alfonso bald in Geldverlegenheit gerathen mußte. Er hatte eine Summe nach der andern von Wucherern geborgt, welche ihm Valerio aus Freundschaft, wie er sich ausdrückte, zu verschaffen wußte. Alfonso's Güter waren gepfändet, und er merkte den Abgrund, in welchen er sich gestürzt hatte erst dann, als es zu spät war. Valerio hatte ihm für einige bedeutende Summen die er ihm vorgeschossen, Schuldscheine ausgestellt; allein als die Zeit kam, wo Alfonso durch die Nothwendigkeit getrieben war, die Rückzahlung fordern zu müssen, warf Valerio die Maske ab, und drohte dem Betrogenen, ihn bei Gerichte anzugeben, und die ganze Geschichte des Ostermontags umständlich zu erzählen, wenn er sich noch einmal einfallen lassen sollte, etwas von ihm zu fordern.

Alfonso sah den Wolf im Schafpelze; allein es war zu spät. Er sah aus der Tiefe der Kluft, in welche seine Leidenschaft ihn gestürzt hatte, wie irre er gegangen, und wurde erst recht unglücklich, da sein Gewissen wie tausend Nattern in seinem Innern wühlte, seitdem

die Worte des Eremiten es aus seinem Schlummer geweckt hatten.

Sein Elend war grenzenlos; denn er hatte Alles verloren. Seine Güter waren in die Hände der Wucherer übergegangen, er hatte keine theilnehmende Seele, welche ihm die Last seines Unglücks hätte tragen helfen, und was noch am meisten auf sein gramvolles Herz drückte, war der Gedanke, daß er durch seine Leidenschaft, an allem Schuld war.

Sein lange betäubtes Gewissen war endlich erwacht, und machte ihm Vorwürfe, welche er nicht mehr wie sonst, übertäuben konnte. Um jeden Preis hätte er die Vergangenheit wieder erkaufen mögen. Keine noch so strenge Buße wäre ihm zu hart gewesen, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Wie konnte er aber den Zorn des Himmels besänftigen, und das racheschreiende Blut seiner Opfer versöhnen? — Hätte er noch seine Reichthümer besessen, so würde er sie gerne zur Linderung des Elends der Armen geopfert und den Bettelstab ergriffen haben, um wenigstens durch Entbehrungen und Demüthigung einen Theil seiner großen Schuld abzubüßen; allein diesen Trost hatte er sich selbst genommen; er war ein Bettler, ohne in seiner Armuth einen beruhigenden Trost zu finden. Die Quelle seines Friedens, seines Glückes war ohne Wiederkehr vergiftet. Für diese Welt war es um seine Ruhe geschehen; die jenseitige blieb ihm noch zu retten. Gott ist aber langmüthig und barmherzig, und vergibt die größten Schulden, wenn der Sünder sie durch wahre Reue abzubüßen sich bestrebt.

Zehntes Kapitel.

Alles ist Absicht; — Nichts Zufall.

Sechs Jahre waren verflossen, seit der fürchterlichen Begebenheit, welche Elvira und ihr Kind von Federico trennte, und dieser, welcher fest glaubte, daß die Geliebten, unter dem Schutt vergraben, das selige, ewige Leben der Engel theilten, hatte sich, nach seiner völligen Genesung, gänzlich von einer Welt zurückgezogen, welche ihm für das Verlorene keinen Ersatz bieten konnte, und um ungestörter alle Stunden seines Lebens dem Dienste Gottes und der Betrachtung widmen zu können, hatte er das Kloster verlassen, um seine künftige Wohnstätte an einer einsamen Stelle, auf dem Rücken des Gebirgs aufzuschlagen. Einige Sagen, an welche sich abergläubische Meinungen knüpften, sicherten ihn vor jeder lästigen Störung von den Menschen, welche diesen Ort, als einen von Geistern bewohnten, seit undenklichen Zeiten vermieden.

An dieser Stelle, wo die Natur das wechselndste Schauspiel, wo die, bald wie ein Spiegel ebene, bald in wilden Stürmen empörte Fläche des Meeres das treueste Bild des irdischen Lebens dem Auge darbot, beschloß Federico seine traurige Laufbahn, sie möge kurz oder lang, nach dem heiligen Willen des Herrn, noch dauern, zu vollenden.

Dieser Theil des Gebirges, welchen die, mehr als der Zahn der Zeit Alles zerstörende Hand des Menschen schonte, war mit üppigen Citronen-, Orangen- und Feigengebüschen bewachsen, deren immerwährendes Blühen die ganze Gegend mit balsamischem Duft erfüllte, deren kühlende Früchte, unter deren Last sich die Zweige in üppi-

ger Pracht bis zur Erde neigten, dem Einsiedler mehr als hinreichende Nahrung boten. Diese Gründe, und überdieß die Nähe der Ruinen seiner Burg, wohin er öfters des Abends wallfahrtete, um sich auf dem vermeinten Grabe seiner Gattin und seines Kindes, mit ihnen im Geiste zu unterhalten, hatten Federico bestimmt diesen Ort, vor jedem Andern, zu seinem Aufenthalte zu wählen. Eine kleine, durch die Natur im Felsen gebildete Höhle begünstigte diesen Entschluß. Dürre Blätter, welche er in der Nähe sammelte, dienten ihm zum Lager, eine Art Stufe, die sich am Eingang befand, wurde als Sitz, wie auch als Betstuhl bestimmt; eine Vertiefung im Hintergrund der Höhle bot einen geeigneten Platz zur Aufbewahrung von Früchten, für den möglichen Fall, daß er durch ungünstige Witterung oder durch eine Unpäßlichkeit gehindert werden sollte, solche zu holen. Ein hölzernes Kreuz, welches er aus zwei ungleichen Baumästen mit biegsamen Zweigen zusammenbefestigte, verkündete die friedliche Wohnung eines Christen.

So war die einfache Wohnstätte eines Menschen, der ehemals in seinen prachtvollen Gemächern Alles im Ueberfluß hatte, was ein Fürst zur Bequemlichkeit, wie zum Genuß nur wünschen könnte.

Von hier aus betrachtete er die Nichtigkeit der irdischen Güter, und das selbstsüchtige Treiben der Menschen, um sich einen Ueberfluß zu erwerben, der oft nur ihr Unglück herbeiführt, und wo nicht, doch wenigstens neue Bedürfnisse, neue Wünsche erzeugt, und sie eben so unbefriedigt läßt, als sie es ohne den Besitz ihrer Reichthümer waren. Denn Gott schenkte dem Erdensohne nur eine wahre Quelle der Zufriedenheit, und diese ist: Genügsamkeit; eine einzige Quelle des Glückes: die Tugend.

Federico trug im Herzen jene heilige Zuversicht, jenes Vertrauen auf göttliche Vergeltung im Jenseits, welche die drückendste Last der irdischen Leiden erleichtert. Er hatte längst schon das Opfer seines Lebens gebracht, und es ganz seinem frommen Beruf geweiht. Seine stille Einsamkeit, in welcher seine Betrachtungen nie gestört wurden, hätte er gegen eine Königskrone nicht vertauschen mögen; und obwohl die Wunden seines Herzens noch immer bluteten, so murrte er nicht gegen den Willen des Himmels, der ihm diese harte Prüfung gesandt hatte, sondern er betete, und in seinen Gebeten vergaß er nie, auch den Urheber seines Unglückes der Gnade Gottes zu empfehlen.

Um den menschlichen Blicken verborgen zu bleiben, gieng der Eremit nur in der Dämmerung aus seiner Einsiedelei; und so sorgfältig er auch jede Begegnung mit Menschen vermied, so geschah es doch, daß er einige Male, im Scheine des Mondes oder der Sterne, von heimkehrenden Landleuten erblickt wurde. Diese Erscheinung einer menschlichen Gestalt in einem langen weißen Gewand, eben an der Stelle, welche den Ruf hatte, von Geistern heimgesucht zu werden, verstärkte die abergläubische Meinung des Volks, und bewirkte, daß man sorgfältiger, als je, die verrufene Gegend vermied, obgleich man nicht wußte, daß dort irgend Jemanden etwas widerfahren sey.

Indessen hatte sich Elvira allmählig wieder hergestellt. Als sie sich nach langer Zeit kräftig genug fühlte, um einen weitern Gang, und eine neue Gemüthserschütterung auszuhalten, war ihr erster Wunsch die Stätte zu besuchen, an welche sich so viele Erinnerungen von Glück und Unglück für sie knüpften. Sie gieng eines

Morgens, bei Sonnenaufgang, mit Luigia fort, und gelangte nach mehreren Stunden, und nicht ohne mehrere Male an der Straße gerastet zu haben, an dem Schutthaufen, aus dessen Mitte nur die Burgkapelle sich erhob, welche eine unsichtbare Hand in der gräßlichen Verwüstung erhalten hatte.

Mit thränenden Augen und lautem Schluchzen ging die fromme Gräfin an den Trümmern der Wiege ihres ehemaligen Glückes vorüber und trat in die Kapelle, deren Thüre offen stand. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie das ewige Licht, welches in einem silbernen Gefäß vor dem Altar brannte, gut unterhalten fand! Den gierigen Händen der Räuber war also nicht nur dieses Heiligthum Gottes glücklich entronnen, sondern es mußte hier eine fromme Hand gewaltet haben. Luigia, welche von den Geistergeschichten, die man sich von dieser Gegend mehr als jemals erzählte, gehört hatte, konnte sich, bei dem Anblick der brennenden Lampe, eines innern Schauers nicht erwehren, während Elvira in ihrem Herzen dem frommen Unbekannten dankte, welcher durch diese Pflege des heiligen Ortes sowohl seine Frömmigkeit, als auch seine Theilnahme an dem Unglück ihrer Familie, auf eine so rührende Art kund gab. — In den vergoldeten Vasen, die an den beiden Seiten des Altars standen, waren frische Blumen, und die Stufen trugen die feuchten Spuren von den Tritten eines Menschen, der nicht lange vorher da gewesen seyn mußte. In der ganzen Kapelle war Alles in bester Ordnung; allein nichts konnte zu erkennen geben, von welcher Hand diese sorgfältige Pflege kam. Ein zugleich süßes und wehmüthiges Gefühl hielt die Gräfin an dieser Stelle in stummer Bewunderung gebannt; sie glaubte sich von den Schatten

ihrer Lieben umhaucht, und getraute sich kaum zu athmen, aus Furcht diesen Zauber zu zerstören.

Endlich fielen beide Frauen vor dem Bilde des Göttlichen, der für die sündige Welt alle Qualen eines martervollen Todes erlitt, und beteten mit innigster Andacht. — Eine Stunde verging, während Elvira und ihre theilnehmende Begleiterin, in völliger Abgeschiedenheit von allem Irdischen, ihre Seele zu dem Throne des Ewigen emporhoben.

Sie standen wieder auf, und gestärkt durch die himmlische Wirkung des Gebetes, verließ Elvira mit Luigia die Kapelle, und ging an der Brandstätte vorüber, gegen das Burgthor. An der Stelle angekommen, wo ehemals ihre Gemächer gestanden, wo sie das höchste Glück, wie das bitterste Unglück hatte kennen gelernt, konnte sie dem Triebe nicht widerstehen, der sie unaufhaltsam dahinzog. — Mühsam schritt sie über die Steinhaufen hin, und als sie an die noch vorhandenen drei oder vier Stufen der steinernen Wendeltreppe kam, welche sie so oft mit freudigem Entzücken, ihrem Federico entgegen hinabgeeilt war, wenn er, nach einer Abwesenheit von wenigen Stunden, die seine Gegenwart anderswo erheischt hatten, mit von Freude pochendem Herzen in seine Arme flog, — da traten alle traurigen Erinnerungen an die Vergangenheit so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich an die zerfallene Mauer stützen mußte, um nicht zu Boden zu sinken. Doch ermannte sie sich bald mit dem Gedanken, daß die Trennung auf dieser Welt nur eine kurze ist, die früher oder später aller Sterblichen wartet, nach welcher ein seliges Wiedersehen in einer bessern, vollkommenern Welt, allen Guten vorbehalten ist.

Ihre von Thränen überströmenden Augen ruhten auf

den Trümmern die sie umgaben. Es war das erste Mal, daß sie seit ihrem Unglück diesen Ort besuchte; denn so sehr sie ihr Herz auch dahinzog, so war sie bisher zu schwach gewesen, um es wagen zu können, diesen weiten, noch mehr aber, herzerschütternden Gang zu machen.

Hier, wo sie mit Federico unter der duftenden Jasminlaube so trauliche Stunden verlebte, war nur mehr ein Haufen von Steinen und verkohlten Balken; dort, wo hundert Orangenbäume, die immerwährend mit Blüthen und Früchten prangten, eine wohlriechende, schattige Allee bildeten, welche gegen die Sonnenstrahlen, wie gegen die rauhen Seewinde, einen wohlthuenden Schutz bot, standen nur noch die schwarzen, laublosen Stämme. Von den prachtvollen Urnen und Statuen, den kostbarsten Schätzen der bildenden Kunst, welche den Hof und die Vorhalle, gleich einem königlichen Palaste zierten, uneingedenk der vielen Kostbarkeiten und Schätze, welche im Innern der Burg von zehn Generationen gesammelt worden waren, blieben keine, oder nur unkenntliche, verstümmelte Spuren. — Dieses war es aber nicht, was Elvira beweinte; denn welchen Werth sie auch in ihren glücklichen Tagen auf alle diese kostbaren Kleinigkeiten gelegt hatte, so hätte sie, wenn ihr der Himmel tausendmal größere Reichthümer beschieden, Alles gerne hingeopfert, um das Leben des Vaters ihres Kindes zu erkaufen.

Während Elvira, in tiefe Trauergedanken versunken, ihre nassen Blicke auf diesen Schauplatz der Verwüstung um sich gleiten ließ, fielen sie auf einen Gegenstand, der sie aus ihrer Träumerei weckte. An einer Stelle, wo das einstürzende Gebälk und Gemäuer einen ziemlich hohen Hügel gebildet hatte, gewahrte sie ein aus zwei mit

Ranken zusammenbefestigten Baumästen geformtes Kreuz, welches auf dem höchsten Punkt desselben aufgepflanzt war. Dieser Anblick des Sinnbildes des christlichen Glaubens, durch unbekannte Hand aus Liebe errichtet, fachte in ihrem Herzen die Flamme der zweiten göttlichen Tugend an. Während sie über diese überraschende Erscheinung nachdachte, zerriß die Sonne, welche seit einigen Stunden von Wolken umdüstert war, ihren grauen Schleier, und beleuchtete mit ihren Strahlen die Stätte der Zerstörung, als wollte der Himmel das Gefühl, welches ihr ganzes Herz erfüllte, mit einem überirdischen Strahl erleuchten und stärken.

Nichts ist Zufall auf dieser Welt; Alles wird durch die allwaltende Hand eines höhern Wesens gelenkt, und Nichts kann ohne seine göttliche Einwilligung stattfinden. Dieß muß und wird jeder, der den wahren Begriff von der Gottheit, von ihrer Allmacht und Güte im Herzen fühlt, anerkennen, wie es Elvira anerkannte, und fest glaubte: Menschen, welche, aus Mangel an Ueberlegung, aus Bequemlichkeit oder sträflicher Lauigkeit in religiöser Beziehung, oder auch, um sich das Ansehen von Geistesüberlegenheit zu geben, gewisse Ereignisse, die ihr schwacher Verstand nicht begreift, oder nicht zu erklären vermag, die allwaltende Hand des Schöpfers verkennen, schreiben dieselben, in ihrem thörichten Wahn, dem Zufall zu, ohne zu bedenken, daß dieser Zufall, dieses Unding menschlicher Verirrung, in seinem blinden Walten durch eine höhere Gewalt wenigstens beschränkt seyn muß, sonst würde es ein Mal oder das andere die bestehende Ordnung des Weltalls gestört haben; und nimmt man eine Beschränkung der Macht des Zufalls an, so muß man auch die Leitung desselben durch Gott anerken-

nen, wodurch das nichtssagende Wörtchen in sein Nichts zurückfällt.

Die Unglücklichen ergreifen gerne jede Gelegenheit, jeden Umstand, der ihre Leiden, wenn auch nur durch Hoffnung, lindern kann. Elvira sah in diesem Sonnenstrahl der sowohl die finstere Brandstätte, als ihre düstere Seele mit seltenem Glanze erleuchtete, die Vorbedeutung eines glücklichen Wiedersehens — jenseits. Diese Hoffnung allein gab ihr die Kraft, ihr kummervolles Leben zu tragen. Sie sank vor dem Kreuze nieder, und ihre gefalteten Hände gegen den Himmel emporrichtend, rief sie mit dem innigsten Gefühle aus: „Wie danke ich dir, o mein Gott! daß du mich im Christenthum, in dem wahren Glauben, hast geboren werden und erziehen lassen, in welchem allein ein von Trübsalen heimgesuchtes Herz Trost und Beruhigung finden kann! Wie öde, niedergeschlagen und allen Schlägen des Unglücks preisgegeben wäre meine Seele, wenn du sie nicht mit den drei göttlichen Tugenden, dem Sinnbild deiner heiligen Religion, Glaube, Hoffnung und Liebe, aufrichtetest! Ja, mein Gott! so lange mein armes Herz pochen wird, werde ich nicht aufhören an deine Allmacht und Güte zu glauben, dich zu lieben, damit du mich auch deiner Liebe werth hältst, und auf deine Gnade zu hoffen. Laß diese Hoffnung, diese himmlische Trösterin alles irdischen Ungemachs, nie von meinem Herzen weichen, stärke sie mit deinem göttlichen Hauch, denn sie allein drückt dem Glauben den Stempel auf, und gibt uns die Kraft, uns deines Segens würdig zu machen!"

Elvira kehrte mit Luigia nach Sperlinga zurück. Als sie zu Hause angelangt war, vermißte sie ein kleines, goldenes Kreuzchen, welches sie auf den Ruinen der Burg,

während sie betete, in der Hand gehalten, und wahrscheinlich, im Augenblick der Aufregung, hatte fallen lassen. Sie empfand über diesen Verlust einen tiefen Schmerz; denn das Kreuzchen hatte nicht nur als solches einen hohen Werth für sie, sondern es war ein theueres Andenken, ein frommes Vermächtniß ihrer zu früh verschiedenen Mutter, die ihr dasselbe auf dem Sterbebett mit den Worten gegeben hatte: „Der Herr will mich in eine bessere Welt abrufen, theueres Kind meiues Herzens, und obwohl ich mich ergeben in seinen göttlichen Willen füge, so scheide ich nicht ohne ein bitteres Gefühl von dir. Du bist jung, die Welt so verführerisch, und der Gedanke, daß du durch so manche Gefahr zu gehen haben wirst, wo die Hand einer zartliebenden Mutter, dir als Stütze nothwendig seyn wird, lastet zentnerschwer auf meinem Herzen. Halte dich fest an die Tugend, meine Elvira, im Glück wie im Unglück, und in allen Lagen deines Lebens; und wenn Stürme den Himmel deiner irdischen Laufbahn trüben sollten, verzage nicht; denke: der, welcher den Wolken gebietet, wird sie auch zerstreuen, und aus ihren Tropfen den Boden befruchten, über welchem sie losbrachen. — Als Andenken an diese meine letzte Stunde, an die Worte, die ich in dein jugendliches Herz tief graben möchte, nimm dieses Kreuzchen hier. Mache es, wie ich es seit zwanzig Jahren gethan, zum Vertrauten deiner Freuden, deiner Leiden, aller deiner Handlungen und Gedanken, und befolge ohne Bedenken die Rathschläge, die es deinem Gewissen eingeben wird.“

Elvira hatte dieses Kleinod, aus der erstarrten Hand ihrer geliebten Mutter, als bereits die Seele der Verklärten in die himmlischen Räume entflogen war, gelöst,

und es seitdem als das kostbarste Juwel aufbewahrt. Wie schmerzlich ihr dieser Verlust seyn mutße, wird jedes fromme und zartfühlende Herz ermessen können. Dieser neue Kummer wird ihr aber von der gütigen Vorsehung tausendfach vergolten; denn Alles ist Absicht, Nichts Zufall. Alles was die Vorsehung verfügt, führt sicherlich nur unser Bestes herbei.

Eilftes Kapitel.

Der graue Ritter.

Die Glocke an der Pforte des Romualdinerklosters meldete, daß jemand um Einlaß bäte. Der Pförtner öffnete, und ein Mensch, noch in den kräftigsten Mannesjahren, aber dessen Gesichtszüge die Spuren eines durch bitteres Leiden hartgeprüften Herzens sichtbar trugen, bat, mit dem ehrwürdigen Prior des Klosters sprechen zu dürfen. Seine Sprache, seine Kleidung, obwohl diese durch die Länge der Zeit stark abgenützt, nur mehr dem Schnitte nach, zeugten von einem Manne, der einem höhern Stande angehören mußte. Sein ganzes Wesen verrieth einen Unglücklichen, und dieß war genug, um bei den frommen Geistlichen Zutritt, Theilnahme und Hülfe zu finden. Sein Verlangen wurde ihm sogleich gewährt, der Pförtner führte ihn in ein kleines Zimmer von sehr einfacher Einrichtung; diese bestand aus einem großen Kasten, dessen vorstehende Unterlage als Betschemmel diente. Ober diesem alterthümlichen Möbel hing an der Wand ein großes hölzernes Cruzifix, und auf der Platte des Klosters lagen mehrere Andachts- und Gebetbücher.

Einige hölzerne Stühle und ein einfacher Tisch vollendeten die Einrichtung.

Der Pförtner hieß den Fremden einige Augenblicke da verweilen, und entfernte sich, um ihn dem Prior zu melden. Die Stille dieses Aufenthalts, in welchem Alles das Gepräge der Einfachheit und heiligen Demuth trug, machte auf den Fremden einen schmerzlichen Eindruck, dessen er sich nicht erwehren konnte. Er stellte einen Vergleich zwischen ihm und den frommen Menschen an, deren heilige Wohnstätte er durch seine Gegenwart entweihte; denn er war ein großer Sünder.

Um seine Gedanken zu zerstreuen, schlug er eines der Bücher, die auf dem Kasten lagen, auf, und las die Worte: Betrachtung über das X. Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. „Ach!“ rief er schmerzlich aus, „hätte ich diesen verderblichen Neid aus meinem Herzen getilgt, so wäre ich jetzt nicht so elend, wie ich es bin. Gott hat mich hart gestraft; ich war mit dem, was er mir beschieden, nicht zufrieden, — nun hat er mir auch dieses zurückgenommen.“

Während dieses Selbstgesprächs schlug er das Buch an einer andern Stelle auf: „Du sollst nicht tödten!“ hieß es am Anfang des Kapitels, mit großen Buchstaben. Erschrocken legte er das Buch wieder weg; denn es schien ihm, als hätte ein unsichtbarer Geist diese Stellen des Buches aufgeschlagen, um ihm sein eigenes Leben, wie in einem Spiegel vorzuhalten. Er hatte sich von diesem schrecklichen Eindruck noch nicht erholt, als die Thüre des Zimmers aufging, und der ehrwürdige Prior trat herein.

Der Anblick des frommen Greises, dessen schneeweiße Haupthaare und Bart auf sein ebenfalls weißes Gewand herabfielen; die heilige Ruhe und Milde, die auf sein ehr-

würdiges Antlitz ausgegossen war, flößten dem Fremden eine Ehrfurcht und Zuversicht ein, welche die düstern Bilder, wovon seine unruhige Seele umgaukelt war, verscheuchten. Er näherte sich dem Greise, küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand, und sprach: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater, einem Unwürdigen, der es wagt, die Stille eurer heiligen Stätte zu stören um Beistand bei euch zu suchen.“ — „Alle Menschen sind unsere Brüder in dem Herrn,“ unterbrach ihn der Prior, „und wir preisen Gott so oft seine Gnade uns Gelegenheit gibt, dem Nächsten einen Theil der Schuld abzutragen, die uns seine Barmherzigkeit auferlegt. Sprechet kühn, wenn euch unsere schwachen Dienste behülflich seyn können.“

„Ach,“ versetzte der Fremde, „ihr seht vor euch einen Unglücklichen, den innere Stürme unaufhörlich von einem Orte zum andern jagen, ohne daß er irgendwo Ruhe finden könne. . . .“ Der Prior fiel ihm in's Wort: „Nur Leidenschaften, oder die Früchte derselben, große Sünden, können solche innere Unruhe erzeugen, mein Sohn. Gegen solche Seelenleiden gibt es nur ein Mittel: Gebet und Buße.“ — „O ehrwürdiger Vater,“ erwiederte der Fremde, „ihr habt mein Innerstes durchschaut; ihr leset auf meiner Stirne, daß ich ein großer Sünder bin, und dennoch wendet ihr euer würdiges Antlitz nicht mit Abscheu von mir ab; o erbarmt euch meiner, nehmt meine gefolterte Seele unter eure Leitung, und helft mir die Mackel waschen, womit sie befleckt ist.“ — „Gerne,“ hob der Prior wieder an, „stehe ich euch mit Rath und That zu dienen bereit; doch, wenn ich euch recht verstanden haben soll, verlangt ihr etwas, das der Regel unsers Ordens zuwiderläuft. Schutz und Hülfe findet Jeder, der sie anspricht, unter unserm Dache, insoferne es unsere

Mittel gestatten; allein, um als Mitglied in unserm Kreis aufgenommen zu werden, ist eine Bedingung erforderlich, die ihr, nach eurem eigenen Geständniß, nicht erfüllt. — Hang und Beruf zu einem rein beschaulichen, gottgeweihten Leben, ist der Beweggrund, der unsere Mitglieder in den Orden bringt; Ungerechtigkeit und Verfolgung der Menschen, unverschuldetes, oder vielmehr durch kein Verbrechen herbeigeführtes Unglück, öffnet ebenfalls die Pforte unsers Klosters denjenigen, welche Schutz darin suchen; allein derjenige, welcher durch schwere Vergehen den Zorn des Himmels auf sich geladen hat, kann bei uns, als Mensch, wohl Hülfe und Theilnahme, aber keine Aufnahme finden.“

„Ihr habt Recht, ehrwürdiger Vater,“ sagte der Fremde, „ich fühle daß ich nicht einmal eurer Theilnahme würdig bin. Vergebt mir die Vermessenheit meines Begehrens; doch glaubt auch, daß die aufrichtigste Reue, der festeste Vorsatz, mein Unrecht durch unausgesetztes Gebet und Buße wieder gut zu machen, mir den Muth gab, mich mit dieser Bitte euch zu nahen.“

„Wahre, aufrichtige Reue findet Gnade bei Gott,“ versetzte der Prior. Dann sprach er in einem salbungsvollen Ton von den Verirrungen, zu welchen die Leidenschaften verleiten, von der Nothwendigkeit und den Mitteln dieselben zu bekämpfen, und von der Art, wie die verlorene Ruhe der Seele wieder zu erlangen sey; und als er den Fremden von seinen Worten gerührt sah, schloß er, indem er seine rechte Hand auf sein Haupt legte: „Geht mit meinem Segen, mit meinem innigsten Wunsche, Gott möge den seinigen über euch verbreiten; betet und büßet, auf daß er euch die Gnade wieder schenkt, ohne welche hienieden kein Friede, jenseits keine Seligkeit

zu erwarten ist. Ich will euch täglich in mein Gebet einschließen, und für euch den Segen des Himmels anflehen.“

Die Glocke des Klosters läutete zum Gebet, und der Prior entließ den Fremden, der, mit seinen Nattern im Herzen, das Haus der Frömmigkeit verließ. Es ist überflüssig zu sagen, wer der Fremde war; der Leser wird schon längst Alfonso errathen haben.

Seit dem Tage, an welchem die Worte des Einsiedlers einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, hatte er täglich mehr Abscheu für die verbrecherische Lebensweise seiner frühern Freunde empfunden, und sich bald mit Gewalt aus ihrer Gesellschaft gerissen. Seine Abtrünnigkeit erschreckte Anfangs Einige, welche fürchteten durch ihn verrathen zu werden, indem er von vielen ihrer schlechten Streiche Kenntniß hatte. „Fürchte nichts von ihm,“ sagte Valerio seinen ehrlosen Mitgesellen. „Er wird selbst froh seyn, wenn er von uns ungeschoren bleibt.“

Indessen hatte sich die Rotte, deren Anführer Valerio war, schon so viele dreiste Bubenstücke erlaubt, daß die Gerichte bereits auf die Spur der Frevler kamen, und sie in der Gegend nicht mehr sicher waren. Sie zogen sich in das Innere des Landes, und beunruhigten durch Raub und Mord die Umgegend von Sperlinga.

Alfonso, ohne Obdach, ohne Mittel seinen Hunger zu stillen, war in die beklagenswerthe Lage des Bettlers versetzt, der von Haus zu Haus die Barmherzigkeit anfleht; und in dieser Demüthigung sah er eine neue Strafe des Himmels, für die Härte und Herzlosigkeit, womit er in seinen glücklichen Tagen, die Armen welche ihn um eine milde Gabe baten, abzuweisen pflegte. Mit Gott und den Menschen, sowie mit seinem eigenen Gewissen

entzweit, irrte er von einem Orte zum andern, als triebe ihn ein böser Geist ohne Rast und ohne Ziel.

In einer Gegend, wo die Landstraßen oft durch Landstreicher und Räuber unsicher gemacht wurden, mußte das herumschweifende Leben des Alfonso, dessen unordentliche Kleidung überdieß schon anfing von seiner Dürftigkeit zu zeigen, ihn verdächtig machen. Sein verstörtes Aussehen, das untrügliche Merkmal eines unruhigen Gewissens, mochte auch daran Schuld seyn, daß die Landleute, in deren Nähe er kam, sich bei ihm eines beängstigenden Gefühls nicht erwehren konnten. Zudem ereignete es sich, daß mehrere Raubmorde in der Gegend, und zu der Zeit wo man ihn dort gesehen hatte, verübt wurden, und so wurde auf ihn, als des Raubmordes verdächtig, Jagd gemacht.

Einmal, als er sich im Gebirge, hinter einem Gebüsch, ganz ermattet, und fast der Last seiner Leiden erliegend, in das Gras gelegt hatte, gingen zwei Landjäger vorbei. Sie verkürzten sich den Weg durch Gespräch, und setzten sich auf einen grünen, schattigen Platz, um eine Weile auszuruhen.

„Hat man den grauen Ritter — so bezeichnete man Alfonso, dessen Name und Herkunft man nicht kannte — noch nicht gefangen?“ fragte der erste. — „Noch nicht; aber er wird sich nicht mehr lange herumtreiben, denn es ist ein Preis von fünfzig Dukaten auf seinen Kopf gesetzt, und es wird an Leuten nicht fehlen, die das hübsche Sümmchen verdienen möchten.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Er ist ein großer, magerer Mann, von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, mit blaßem Gesichte, und unruhigem Blicke; er trägt einen grauen Rittermantel über

einem geschlitztem Wams, anliegende Hosen und kurze Ritterstiefel.“

„Ei! du machst ja seine Beschreibung vom Kopf bis zum Fuße, als hättest du ihn schon hundertmal gesehen.“

„In der That; ich sah ihn schon oft; aber damals war der Steckbrief gegen ihn noch nicht erlassen; seitdem läßt er sich in unserm Dorfe nicht blicken; er muß wahrscheinlich ahnen, was ihn erwartet.“

Bei diesen Worten standen die Landjäger wieder auf, und setzten ihren Weg fort. Alfonso, der ihre Unterredung deutlich gehört hatte, schauderte; denn an der Beschreibung des grauen Ritters hatte er sogleich seine eigene Person erkannt. Er stellte neuerdings Betrachtungen über seine traurige Lage an, und rief in einem Ausbruch von Verzweiflung aus: „Vergebens sucht der Verbrecher dem rächenden Arme der Gerechtigkeit zu entkommen; früher oder später führt Gott auf seine Spur, und läßt jederzeit aus seinem Innern eine Quelle von Martern entspringen, die an ihm wie eine lodernde Flamme zehren, bis der Tag der furchtbaren Vergeltung kommt.“

Zwölftes Kapitel.

Die Erscheinung.

Seit Alfonso das Gespräch der Landjäger gehört hatte, war er in eine tiefe Träumerei versunken. Sein Kopf war glühend, obwohl Todesbläße seine Wangen überzog. Er richtete sich auf, und ohne zu wissen wohin, wandte er seine Schritte gegen den Rücken des Gebirgs hinauf. Das leiseste Geräusch von Blättern, welche der Wind bewegte, oder von harmlosen Thieren, die durch

eine Annäherung aus ihrem ruhigen Lager verscheucht wurden, erschreckte seine aufgeregte Einbildungskraft. An jedem Ort, zu jedem Augenblick glaubte er die Häscher zu erblicken, bereit ihn zu ergreifen, um ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, die vielleicht schon die ganze Begebenheit von dem Ostermontag wußte, und wofür er den blutigen Lohn empfangen würde. — In seiner immer zunehmenden Seelenangst entstieg sogar der Gedanke, sich selbst dem Gericht auszuliefern; denn die Strafe, welche seiner wartete, kam ihm bei weitem nicht so schrecklich vor, als die Qualen, welchen er unaufhörlich preisgegeben war. Indessen siegten die bessern Gefühle, die seit einiger Zeit in seinem Herzen erwacht waren, über diesen durch die Verzweiflung eingegebenen Gedanken, und es wurde in ihm der Vorsatz, durch ein frommes, versöhnendes Leben, seine Schuld abzubüßen immer reger. Die Worte des Priors: „Wahre, aufrichtige Reue findet Gnade bei Gott,“ fielen ihm ein, und er schauderte vor dem Gedanken diese Welt zu verlassen, ohne etwas gethan zu haben, um den Himmel zu versöhnen.

In seine Träume vertieft, hatte Alfonso absichtslos einen Weg verfolgt, und als er die Augen aufschlug, befand er sich, zu seinem Schrecken, vor den Ruinen der Burg seiner Ahnen, in welche seine eigene Hand die Brandfackel geworfen hatte. Die Sonne sank eben am westlichen Horizont, und warf auf den dunstigen Wolkenschleier einen rothen Schein, der dieser Erscheinung den Anblick eines Meeres von wallendem Blute gab. Wenigstens kam es der unruhigen Fantasie des Alfonso so schauerlich vor, daß er in diesem, für jeden unbefangenen Freund der schönen Natur, bewunderungswürdigen Schauspiel das racheschreiende Blut seiner Opfer zu sehen

glaubte. Der Ort, an welchem er sich befand, rief alle jene Gräuelscenen in seine Erinnerung zurück, und vermehrte die Angst, die ihn befallen hatte. In der Verwirrung seiner Sinne war er über Trümmer und Schutthaufen in den Burghof gedrungen, und befand sich in der Nähe der Stelle, wo er unschuldiges Blut vergossen hatte. — Er wollte diesen schauderhaften Ort fliehen, machte einige Schritte vorwärts, und ein kalter Schauer überlief seinen ganzen Körper, als er in der Dämmerung eine lange weiße Gestalt erblickte, welche langsam über die Trümmer schritt, und vor einem auf dem höchsten Punkte der Ruinen gepflanzten Kreuze, das er bisher noch nicht wahrgenommen hatte, niederkniete. Entsetzen und Schrecken ergriffen ihn bei dem Anblick dieser Erscheinung, welche er für den Geist seines ermorderten Bruders hielt; seine Sinne schwanden, er fiel rückwärts zu Boden, indem er mit der letzten Anstrengung seiner erstickten Stimme sprach: „Barmherzigkeit!“

Schon rötheten die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Bäume; die Vögel sangen ihr Morgenlied in den Hainen, welche die Burgruinen umgrenzten, als Alfonso wie von einem langen, schweren Traum zum Leben wieder erwachte. Seine Blicke fielen auf eine herrliche Gegend des Notothals; die anmuthigen Bilder der Natur verscheuchten nach und nach die düstern Gestalten, welche seine Seele folterten. Der Tag milderte die Angst, welche die Erscheinung und die Finsterniß in sein Herz gejagt hatten. Er bestieg, jedoch nicht ohne eine unbeschreibliche Beklemmung, den Hügel, und als er vor dem Kreuze angelangt war, warf er sich mit dem Gesichte auf den Boden vor demselben hin, und in einem Anfall von wort-

loser Verzweiflung, kratzte er mit den Nägeln die Erde auf, die mit dem Blute seiner Finger geröthet wurde.

Alfonso stand endlich wieder auf. Von seinen düstern Gedanken und Gewissensbissen, die ihn überall verfolgten, begleitet, verließ er diesen Ort. Kaum hatte er einige hundert Schritte gemacht, als er eine Stimme zu hören glaubte. Er erschrack, horchte, und vernahm nach einer kurzen Pause, eine sanfte, kindliche Stimme, welche folgende Strophen sang:

„Wenn des Lebens Stürme toben,
Und das Schiff zu scheitern droht;
Wende nur den Blick nach oben:
Hülfe kömmt gewiß von Gott!

Wenn der Freude Blumen blühen,
Durch der Hoffnung Sonnenschein;
Sei dein eifrigstes Bemühen
Dieses Glückes werth zu seyn!

Fest wie Fels im Meeresgrunde
Baue auf die ew'ge Macht!
Denke, daß zu jeder Stunde
Eine Gottheit uns bewacht!

Alfonso, dem, in seinem aufgeregten Zustande, Alles übernatürlich vorkam, glaubte die Stimme eines Engels gehört zu haben. So weit gefehlt hatte er in seiner Meinung auch nicht; denn es war ein holdes, unschuldiges Kind, und Kinder, in deren zarten Herzchen noch keine Leidenschaft wohnt, deren Freuden und Gefühle so rein sind, die nur Liebe empfinden, nur Liebe einflößen, sind ja das treueste Bild der Engel. — O beneidenswerthes Alter, wo das Leben so sanft und still dahinfließt, wie ein Bächlein durch eine mit tausend Blumen buntgeschmückte Flur! Glückliche Kinder! die ihr, dem Schmet-

terlinge gleich, nur den Honig der Blumen saugt, und harmlos an den Dornen vorüber eilt! — Eure Unschuld macht eure Seligkeit. —

Alfonso trat hinter ein Gebüsch, und hörte eine zweite Stimme: „Dein Liedchen ist recht schön, mein Enrico, — aber du hast deiner Mutter einen großen Kummer gemacht.“ — Das Kind schlang seine Aermchen um den Hals der Mutter, um sie zu besänftigen, und in der seligen Umarmung des geliebten Kindes verschwanden die trüben Gedanken, die sie bestürmt hatten.

„Du darfst dich nie mehr von mir entfernen, Enrico,“ sagte sie mit mütterlicher Sorge. „Es war mir recht bange um dich.“

„Ach! liebe, gute Mutter,“ erwiederte der Knabe besänftigend, „ich wollte es auch nicht thun; aber das niedliche Rehböckchen . . . .“ „Nun,“ fiel ihm die Mutter unterbrechend in die Rede, „nun erzähle mir wieder dein Abenteuer, das mir so bange Besorgnisse verursachte; denn in meiner Angst habe ich deine Erzählung überhört.“

„Sieh, Mütterchen!“ begann der Knabe, indem er mit der Hand auf die mit dichten dunkelgrünen Gebüschen verwachsene Gegend des Gebirgs hindeutete; „dort war es; während du mit Luigia dein verlorenes Kreuzchen suchtest, pflückte ich von diesen niedlichen Blumen, die dort zu Tausenden blühen, um dir ein Sträußchen zu machen; — da sprang auf einmal ein Rehböckchen aus dem Gebüsch heraus, und kam einige Schritte auf mich zu. — Im ersten Augenblick erschrack ich, und wollte schnell zu dir zurückeilen; aber das Thierchen war so zahm, so niedlich, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen konnte, mich ihm zu nähern. — Es sprang aber weiter in ein Gebüsch, ich folgte ihm, und als ich ihm näher

gekommen war, sprang es wieder weiter und immer weiter; und als ich merkte, daß ich mich schon recht weit entfernt hatte, und umkehren wollte, konnte ich den Weg nicht mehr finden, auf dem ich gekommen war. Da sah ich in einiger Entfernung ein Kreuz auf einem Felsen, und dachte: dahin will ich gehen, und vor dem Kreuze niederknieen, und zum lieben Gott beten, daß er mich wieder auf den rechten Weg führt; denn da fiel mir ein, was du mir oft gesagt hast: wenn man in der Noth ist, so soll man nur beten, und Gott hilft sicherlich. Und als ich bei dem Kreuze war, sah ich einen Mann, — aber es war kein Geist, wie man sagt, daß es dort mehrere gibt, — es war ein Mann, der knieend in einem Buche las. Als er mich erblickte, schaute er mich freundlich an, und fragte: „Wie kommst du hieher, und ganz allein, holder Knabe?“ — Ich erzählte ihm, wie ich mich verirrt hatte, und fing an zu weinen. Hierauf nahm er mich bei der Hand, führte mich in seine Wohnung unter den Felsen, gab mir Früchte, und fragte mich woher ich sey, und wie ich heiße? — Ich bin von Sperlinga, und heiße Enrico, sagte ich zu ihm. — Und wer sind deine Eltern? fragte er weiter. — Mein Vater ist schon lange im Himmel, und meine liebe Mutter, die sich immer kränkt, heißt Sabina; (dieß war der Name, unter welchem Elvira ihren Stand und ihr Unglück verbarg,) — „komm, komm, lieber Kleiner,“ sagte er dann, „ich will dich sogleich auf den rechten Weg zu deiner Mutter führen; sie wird recht besorgt um dich seyn.“ Und da nahm er von der Wand ein kleines goldenes Kreuzchen, gerade wie das deinige war, welches du verloren hast, küßte es, hing es an einer Schnur um den Hals, und führte mich bei der Hand durch die Gebüsche. Unterwegs sprach er

gerade wie du, von dem lieben Gott, und sagte: „Ich will dir ein Liedchen lernen, Enrico; singe es deiner Mutter wenn sie traurig ist, es wird sie heitern. — Horch!“ — Und er sang es mir zwei Mal vor. — Als wir dann auf der Anhöhe dort waren, erkannte ich die Gegend, und sah dich von Weitem mit Luigia. Da sprang ich vor Freude, dankte dem lieben Gott, und dem guten Mann, und bat ihn, mir doch seinen Namen zu sagen. „Romualdo,“ sagte er; und mit nassen Augen setzte er hinzu: „Geleite dich Gott, Enrico!“ Ich küßte ihm die Hand, und lief fort. — Als ich schon eine Zeit lange gelaufen war, sah ich mich um; Romualdo war noch an derselben Stelle.“

Der Knabe hatte seine Erzählung beendigt; die Mutter, Luigia und Enrico standen vom Rasen, auf welchen sie sich gesetzt hatten, auf, und schickten sich an, den Rückweg nach der Stadt einzuschlagen.

— „Diese Begebenheit,“ sagte Elvira zu Enrico, „welche dich zu deinem Unglück hätte führen können, und namenlosen Kummer über das ganze Leben deiner Mutter verbreiten, soll dir eine warnende Lehre seyn, mein gutes Kind. Gott, der dich wegen deines frommen Sinnes beschützte, und zu einem guten Menschen führte, hätte dich auch, wegen deines Ungehorsams, zur Strafe zu einem bösen können kommen lassen. Hüte dich, mein Enrico, dich in Zukunft durch den Reitz eines Vergnügens von deinem Wege ablocken zu lassen; denn wie dich das Rehböckchen von einem Gebüsch zum andern, immer weiter und weiter führte, und dich von dem rechten Wege entfernte, eben so führen die Leidenschaften, wozu das Verlangen nach Vergnügen auch gehört, von einem Abgrund in den andern; und selten findet man eine freundliche,

wohlwollende Hand, die aus den Irrwegen, in welche man sich thöricht eingelassen hat, heraushilft."

Bei diesen Worten, welche Alfonso hinter dem Gebüsch deutlich hörte, entfuhr ein schwerer Seufzer seiner beklommenen Brust; denn diese Wahrheit hatte die zarteste Saite seines Innern berührt.

"O verzeih, liebes Mütterchen," sagte dann Enrico, sich in die Arme seiner Mutter werfend; "ich will nicht mehr ungehorsam seyn." — Und ein Kuß der nun beruhigten Mutter gab dem Knaben die Munterkeit wieder, die ihre Traurigkeit, und das Bewußtseyn seines Fehlers verscheucht hatten.

Federico und Elvira hatten aus dem Munde ihres Kindes, von einander, ohne es im mindesten zu ahnen, Nachricht erhalten. Die erdichteten Namen, unter welchen sie beide ihren jetzigen Stand verbargen, würde übrigens jede Vermuthung verdrängt haben, welche in ihnen darüber hätte entsteigen können.

Gott, in dessen allmächtigen Hand die Schicksale aller Geschöpfe stehen, wird seiner Zeit das Geheimniß enthüllen, und Jedem, für seine bewährte Treue dem Glauben, für seine Tugend und christliche Hingebung, den verdienten Lohn nicht vorenthalten.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gewitter im Gebirge.

Es war eine finstere Nacht. Ein furchtbarer Sturm mit heftigem Regen brauste in den Orangengebüschen des Gebirgs, und zischte wie tausend Schlangen durch die bis auf die Erde gebogenen Zweige. Schwarze Ge-

witterwolken, sich mit entsetzlichem Gekrache ihrer Blitze entladend, flogen pfeilschnell von dem Meere über das Gebirge, und der Donner, in den Schluchten wiederhallend, übertäubte das furchtbare Geheul des Sturmes.

Bei diesem entsetzlichen Unwetter, welches einen Begriff von dem jüngsten Tage hätte geben können, und welches durch die dunkelste Finsterniß noch schauerlicher gemacht wurde, kniete der fromme Romualdo, den wir in glücklichern Zeiten Federico nannten, am Eingang seiner einsamen Wohnung, und betete.

Ungeachtet des entsetzlichen Geheuls des Sturmes, des Gebrülls des Donners und der Blitze, welche bald Schlag auf Schlag leuchteten, und die Welt vernichten zu wollen schienen, war seine Seele ruhig; denn er war jeden Augenblick bereit dem Ruf Gottes zu folgen. „Herr! dein Wille geschehe!“ sprach er.

Auf ein Mal hörte er Tritte in seiner Nähe. — War es ein von dem Ungewitter verscheuchtes Thier, das in einer Höhle des Gebirgs Schutz suchte? — Oder war es ein verirrter Wanderer, der in der Finsterniß von der Straße abgekommen, einen Zufluchtsort brauchte?

Der Eremit trat hinaus, ungeachtet des Regengusses, der stromweise vom Himmel herabfiel, als wenn die Elemente, nachdem sie ihre Dämme durchbrochen, und das Gleichgewicht zerstört, die Welt unter Wasser hätten vergraben wollen, wie einst, als Gott, um die sündige Welt zu reinigen, die Sündfluth auf unsere Erde sandte.

Er trat denn hinaus und hörte eine Stimme, welche leise und mit dem Tone der Verzweiflung lispelte: „Barmherziger Gott im Himmel! halte noch deinen rächenden Arm zurück; stürze mich noch nicht in die ewige Finsterniß! — Laß, o laß meiner reuvollen Seele die Zeit sich

durch Buße von ihren Sünden zu reinigen, und deiner würdig zu machen!"

„Wer ihr auch seyd," sprach Romualdo, „kommt herein, und fürchtet euch nicht; denn Gott ist mit uns!"

„Himmel! welche Stimme!" sagte Alfonso; denn er war es, welcher, indem er sich bei keiner Wohnung durfte blicken lassen, bei Tag und bei Nacht, und bei jedem Wetter auf den Bergen herumirrte. — Der Ton dieser Stimme war, ohne daß er sich die Ursache zu erklären wußte, wie ein dreischneidiger Dolch durch seine Seele gedrungen.

„Kommt, kommt herein!" wiederholte der Eremit; „hier könnt ihr in meiner Zelle warten, bis der Sturm sich gelegt hat."

Alfonso war durch die Nässe seiner Kleider vor Kälte erstarrt, durch die Heftigkeit des Gewitters und die Finsterniß erschreckt; daher mußte ihm, in seiner Noth, die gastfreundliche Einladung als eine unschätzbare Wohlthat des Himmels erscheinen; er nahm sie freudig an, indem er Gott und dem Eremiten dankte.

„Ihr habt euch gewiß im Gebirg verirrt?" fragte der Einsiedler. — „Ja!" antwortete Alfonso.

„Hier ist Obst und ein Trunk Quellwasser, der ganze Reichthum des Eremiten," sagte Romualdo; „mehr kann ich euch nicht anbieten; nehmt Fürlieb mit meiner einfachen Kost; morgen wenn die Sonne diese schauerliche Finsterniß vertrieben haben wird, wenn das Wetter sich gebessert haben wird, will ich euch euren Weg weisen. — „Wohin die Reise? wenn ihr mir die Frage nicht als vorwitzig deutet." — Diese für jeden Unbefangenen unschuldige Frage brachte Alfonso in große Verlegenheit; denn er wußte nicht, was er antworten sollte. — „Nach

Sperlinga," antwortete er nach einer Pause, ohne recht zu wissen was er sagte. — "Von Sperlinga, wolltet ihr wahrscheinlich sagen; denn ihr kamet ja von der südlichen Seite des Berges her, wenn ich nicht irre." — "Ach ja!" erwiederte Alfonso verwirrt. Und der Eremit, welcher die Verwirrung seines Gastes dem ausgestandenen Schrecken zuschrieb, fragte ihn nicht weiter. Er führte ihn vor sein Lager aus dürren Baumblättern bestehend, trat ihm dasselbe ab, und bedeckte den Erstarrten mit seiner eigenen Kleidung.

Alfonso konnte keinen Schlaf finden. In dieser einfachen Wohnung der Frömmigkeit und der Tugend, stellte er zwischen seinem gastfreundlichen Wirth und sich selbst, Vergleichungen an, aus welchen nur der bedauernswertheste Abstand zu seinem Nachtheil sich herausstellte.

"Laster und Tugend! wie nahe führt euch oft die Hand der Vorsehung zusammen!" sagte Alfonso leise zu sich selbst, als er den Eremit beten hörte.

Endlich legte sich der wüthende Sturm; die Finsterniß fing allmälig an zu verschwinden. Schon warfen die ersten Strahlen der Sonne auf die Wolken, welche am Horizont wie ein Goldstreif ausgebreitet lagen, ihren feurigen Glanz. In der Zelle des Einsiedlers war es noch ziemlich dunkel; die Gebüsche vor dem Eingang derselben schützten sie zwar vor den brennenden Strahlen der Mittagssonne, vor dem Sturmwind, der oft genug auf diesem hohen Gebirge brauste, so wie auch vor dem Regen, und verbargen diesen stillen Aufenthalt den Augen der Menschen; allein das üppige grüne Laub der Citronen und Orangengesträuche, verdüsterte auch ein wenig das Innere der Höhle.

Gegen Morgen, als der Sturm zu brausen aufge-

hört hatte, konnte Alfonso einige Augenblicke schlafen. Als er erwachte, sah er den Einsiedler, welcher am Eingang der Zelle kniete, und in dieser feierlichen Morgenstunde seine ersten Gedanken, so wie seine ersten Worte in frommer Andacht, dem gütigen Schöpfer der Welt weihte.

Alfonso konnte die Gesichtszüge des Einsiedlers zwar nur undeutlich sehen; aber in seiner Gestalt, in seiner Stimme lag etwas Unerklärbares, das Alfonso mit einem Gefühl erfüllte, das er noch für keinen Menschen empfunden hatte. „O wie rein, wie unbefleckt muß die Seele seyn, welche sich mit solcher Ruhe zu Gott erheben kann!“ dachte er, indem er den Eremiten mit jenem Gefühl von Ehrfurcht und Verehrung betrachtete, welches die wahre Tugend selbst den verstocktesten Sündern einflößt.

Romualdo stand auf, nachdem er seine Morgenandacht mit dem Zeichen des Kreuzes beendigt hatte. Und da er glaubte, den Fremden auf den dürren Blättern des Lagers sich bewegen gehört zu haben, näherte er sich demselben.

„Ihr schlaft nicht mehr!“ fragte er leise.

„Nein! ehrwürdiger Vater.“

„Dank und Lob sey Gott dem Herrn, der euch vor so drohender Gefahr schützte,“ fuhr der Eremit fort; „denn es war ein Sturm, wie seit Menschengedenken keiner in diesen Gebirgen wüthete. Hundertjährige Bäume liegen vom Orkan niedergerissen zu Boden; die Ströme, welche die Regengüsse bildeten, haben ganze Erdstriche mit Gebüschen, Bäumen und Felsen, in das Thal hinabgeschwemmt; und mit tiefen Schluchten ist der Abhang des Berges gefurcht. — Dort am Meeresstrande liegen die Trümmer der gescheiterten Schiffe; überall ist nur Ver-

wüstung und Zerstörung zu sehen! — O wie bewunderungswürdig ist Gottes Allmacht! — Seine Blitze haben hundertjährige Eichen, die noch manchem Jahrhunderte trotzen zu können schienen, wie einen Strohhalm gebrochen; die Fluthen haben zentnerschwere Felsenmassen, wie eine Feder hinweggeschwemmt; rings um uns ist Alles niedergerissen, und uns, schwache Geschöpfe, hat seine väterliche Güte geschützt und erhalten! — Euch besonders, mein Sohn, hat seine Hand in dieser Finsterniß sichtbar geleitet.“

„O ich erkenne es,“ erwiederte Alfonso; „und nach Gott, bin ich euch den innigsten Dank für eure menschenfreundliche Aufnahme schuldig. Nehmt die Versicherung meiner Dankbarkeit!“

„Diese seyd ihr Gott schuldig; ich war nur sein schwaches Werkzeug.“

Indessen hatte sich Alfonso auf seinem Lager gesetzt; der Eremit, welcher auf einem Stein, ihm gegenüber Platz genommen hatte, verfolgte den Lauf seiner frommen Betrachtungen, welche Alfonso mit Rührung anhörte. Die Felsenhöhle war schon etwas heller beleuchtet, und Alfonso konnte nun die Züge seines gastfreundlichen Wirths ein wenig unterscheiden.

„Ihr seyd noch so jung,“ sagte er zum Einsiedler, als dieser zu sprechen aufgehört hatte; „und nach Allem zu urtheilen, scheint es mir, daß ihr, gemäß eurer Erziehung, bestimmt waret, einen hohen Rang in der Gesellschaft zu behaupten. — Welche wichtigen Gründe konnten euch bewegen die Einsamkeit der Welt vorzuziehen?“

Bei dieser Frage, welche in dem Herzen des Eremiten alle Wunden wieder aufwühlte, entfuhr ein tiefgeholter Seufzer seiner Brust. „Laßt mich über eine traurige Vergangenheit schweigen,“ antwortete er; „meine

beklagenswerthe Geschichte könnte ich euch nicht erzählen, ohne erlittenes Unrecht zu berühren, welches ich demjenigen, der es mir gethan, schon längst verziehen habe. — Es gibt Schmerzen, deren Ursachen so zarter Natur sind, daß man sie nicht mittheilen kann; für solche ist der Umgang mit Gott das einzige Mittel; darum wählte ich diesen Aufenthalt.“

„O ja, ehrwürdiger Vater, es gibt bittere Schmerzen; ich fühle es glühend in meiner Brust. — — Wenn man nur zu vergeben hat, — o dann findet man in dem Umgang mit Gott Trost und Linderung; — aber — wenn man im Herzen einen unbarmherzigen Richter trägt, dessen Stimme unaufhörlich, aller Orte, und ohne Schonung, die begangene Sünde in die Ohren schreit; wenn diese Sünde der Art ist, daß man sie nicht mehr wieder gut machen kann; wenn man den Menschen und sich selbst nur ein Gegenstand des Abscheues ist, — wie könnte man hoffen — — ?“

„Frevelt nicht, mein Sohn,“ unterbrach ihn der Eremit; zweifelt nicht an der Barmherzigkeit Gottes; es ist keine Sünde so groß, daß Er sie nicht dem Reuigen vergebe.“

Die milden Worte des Eremiten flößten Alfonso einen so süßen Trost, ein so wohlthuendes Vertrauen ein; er fand ihn so nachsichtsvoll, so hülfreich, daß er sich hingerissen fühlte, ihm sein Herz zu öffnen, und ihn um seinen Beistand zu bitten.

„Keine Sünde so groß, daß Gott sie nicht dem Reuigen vergebe? — meint ihr; —“ sagte Alfonso, indem er den Einsiedler fragend ansah. — „O ehrwürdiger Vater, es gibt Vergehen, die ihr vielleicht nur kaum dem Namen nach kennt. — Findet auch der Brandstifter, und

Brudermörder Gnade?" fragte Alfonso mit zitternder Stimme.

Bei diesen Worten stieß der Eremit einen lauten Schrei aus. Ein Strahl der in diesem Augenblick aufgehenden Sonne hatte das Gesicht des Fremden beleuchtet, — und er erkannte — seinen Bruder.

Welche Feder vermag die Gefühle zu schildern, die sich nun in dem Herzen des Einsiedlers durchkreuzten! Er wollte aufstehen, und fiel, von denselben überwältigt, auf den Stein zurück.

"Ha!" rief Alfonso, indem er sein Gesicht mit beiden Händen verbarg; "auch euch flöße ich Abscheu ein; durch meine Gegenwart ist die Luft eurer heiligen Wohnstätte vergiftet! —" Er wollte hinausstürzen. — Da sammelte der Einsiedler alle seine Kräfte zusammen, und rief: "Mein Bruder! — Alfonso!" —

Wie vom Blitze getroffen blieb Alfonso einen Augenblick stehen; in dem Schrecken, der sich seiner bemächtigt hatte, wollte er fliehen; allein der Eremit, welcher sich unterdessen ermannt hatte, hielt ihn bei seinem Gewand fest zurück, und rief ihm mit bebender Stimme, während ein Strom von heißen Thränen über seine Wangen herabfloß: "Alfonso! du bist unglücklich; — o komm in die Arme deines Bruders! — Laß mich deine Leiden theilen, — mildern, wenn ich es kann! — Gott selbst führte dich hieher zur Versöhnung; verkenne nicht diesen Wink seines Willens und seiner Allmacht!"

Alfonso zitterte wie das Laub einer Espe; seine Brust wogte wie ein vom Sturm gepeitschtes Meer auf und nieder. Er wollte reden; seine Zunge, wie gelähmt, versagte den Dienst. Erstaunen, Scham, Furcht und Freude bemächtigten sich wechselweise aller seiner Sinne. Nach

und nach legte sich der Sturm der Empfindungen, die ihn sprachlos machten; er schlug die zu Boden starr gehefteten Blicke auf den Einsiedler, erkannte seinen Bruder, der mit ausgebreiteten Armen vor ihm stand, und mit einer Fluth heißer Thränen der Rührung und der Reue, sank Alfonso an die Brust des Großmüthigen, der ihm Alles vergab.

Von seinem Throne sah Gott mit Wohlgefallen die Erneurung eines so lange unterbrochenen Bündnisses, und segnete die christliche Liebe des Einen, und die wahre Reue des Andern.

Lange blieben die Brüder in dieser stummen Umarmung, bis endlich Federico seinen Bruder bei der Hand faßte, und ihn vor das Kreuz auf den Felsen führend, sprach: „Hier vor diesem Sinnbild der Leiden unsers Erlösers, wollen wir Gott für diese Fügung danken.“

Nach verrichtetem, stillem Gebete, traten sie in die Zelle zurück. Um die Gedanken seines Bruders zu zerstreuen, welcher zerknirscht und beschämt da stand, berührte Federico aus Schonung keine Erinnerung, die Alfonso hätte kränken oder demüthigen können, sondern er knüpfte ein Gespräch über ganz gleichgültige Dinge an. „Die Luft ist so rein; der Himmel so heiter;“ sprach er; „wir wollen zuerst ein einfaches Frühstück einnehmen, und hernach einen Spatziergang machen.“ Hierauf trug er Feigen und Johannisbrod auf.

Das Mahl war kurz; denn die heftige Gemüthsbewegung hatte beiden jede Eßlust benommen; und obwohl Alfonso schon seit mehreren Tagen fast jede Nahrung entbehrte, so war es ihm nicht möglich, etwas zu genießen.

Sie standen auf, um den besprochenen Spatziergang zu machen. Bevor sie aus der Zelle traten, nahm der Ein-

siedler das goldene Kreuzchen von der Wand, wo es gewöhnlich ober dem Kopfe seines Lagers hing, küßte es, und band es mit einer Schnur über seine Kleidung, um den Hals.

So sehr Federico in seinem Gespräch Alles zu vermeiden bemüht war, was seinen Bruder durch eine schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit kränken konnte, so war es in seiner Lage schwer, die Gedanken, welche in diesem ersten Augenblick beider Herzen so ausschließlich in Anspruch nahmen, gänzlich zu verdrängen, und nicht hie und da, durch ein noch so unschuldig geglaubtes Wort, die blutige Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückzurufen.

Als Federico die durch das Ungewitter zu Grund gerichteten Felder im Thale sah, konnte er den Ausruf nicht zurückhalten: „Gott im Himmel! wie vergänglich und unzuverlässig sind die Güter dieser Welt! der Landmann, der gestern mit Freude und Hoffnung seine Saaten so üppig aufwachsen sah, weint heute über ihre Zerstörung. — Einige Stunden reichten hin, alle seine Hoffnungen zu vernichten! —“

Sie hatten ihren Spaziergang bis nahe an die Stelle fortgesetzt, wo einige Tage früher Alfonso, hinter dem Gebüsch, das Gespräch zwischen Enrico und seiner Mutter gehört hatte. — Hier fiel ihm die ganze Erzählung des Knaben wieder ein, und er zweifelte nicht, daß sein Bruder der Einsiedler sey, von welchem der Knabe eine so rührende Erzählung gemacht hatte. Er erinnerte sich ebenfalls an das Kreuzchen des Eremiten, welches, nach der Aussage des Kindes, demjenigen ähnlich seyn sollte, welches die Mutter verloren hatte, — und heftete dabei seine Blicke auf dasselbe; denn Federico trug es auf der Brust.

Der Einsiedler bemerkte, daß sein Bruder das Kreuzchen mit vieler Aufmerksamkeit, und nachdenkend betrachtete. „Dieses Kleinod,“ sprach er, „hat für mich einen unschätzbaren Werth. Abgesehen davon, daß es, als Sinnbild unserer heiligen Religion, mir in meiner Einsamkeit ein treuer, trostvoller Gesellschafter ist, so bewahre ich es auch als ein theueres Andenken, das einzige einer mir unvergeßlichen Person.“

Bei diesen Worten fuhr plötzlich ein Gedanke dem Alfonso durch den Kopf. — Aus der dunkeln Aeußerung seines Bruders glaubte er zu entnehmen, daß das Kreuzchen seiner Gattin angehört haben müsse; da nun die Mutter des Knaben ein ähnliches verloren hatte, so wäre es, dachte er, im Reiche der Möglichkeit, daß diese trauernde Frau Frederico's Gattin, und der holde Knabe, den der Eremit selbst auf den rechten Weg geführt hatte, sein Sohn sey.

Dieser Gedanke, welcher für ihn immer mehr Wahrscheinlichkeit gewann, je mehr er über die Umstände der Erscheinung der Mutter und des Kindes nachsann, machte in ihm den lebhaftesten Wunsch rege, dieses Geheimniß zu enthüllen, welches ihm vielleicht einen Theil seiner Ruhe, seines Friedens, wieder geben könnte. Um jedoch seinem Bruder, durch eine voreilige Mittheilung, den neuen Kummer einer fürchterlich getäuschten Hoffnung zu ersparen, schwieg er über diese Vermuthung, die nun bald zur angenehmen Gewißheit für Alle werden sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Neue Entdeckung.

Die Nacht war dunkel; nur die flimmernden Sterne warfen einen halben Schein auf die Erde. Die Stille der Nacht wurde nur durch die klägliche Stimme der Eulen, oder durch das Rieseln eines Baches von Zeit zu Zeit unterbrochen, als Alfonso, der bei Tages-Anbruch in Sperlinga seyn wollte, die Straße dahin langsam verfolgte.

Auf ein Mal hörte er das Rollen einer Kutsche, welche sich immer mehr näherte; und als diese nur noch einige hundert Schritte hinter ihm war, glaubte er in den Gebüschen an der Landstraße eine Bewegung von Menschen zu bemerken. — Auf dieser verrufenen Straße, wo fast täglich Raub und Mord verübt wurden, hatte er fast eine Ahnung der Absichten derjenigen, welche er nun schon wie dunkle Schatten aus ihrem Versteck heraustreten sah.

Er hatte nicht Zeit, lange darüber nachzudenken; denn die Kutsche war indessen ganz nahe gekommen, und es zeigte sich auch sogleich, daß seine Vermuthung nicht ungegründet war. Mehrere Räuber griffen nach den Zügeln der Pferde, während die andern sich anschickten, die Kutsche zu plündern. Die Reisenden, welche sich darin befanden, sahen sogleich ein, daß jeder Widerstand vergeblich sey, und ließen ungehindert geschehen, was den Räubern beliebte.

Gerne hätte Alfonso den Ueberfallenen Hülfe leisten mögen; allein gegen die Ueberzahl der Räuber wäre jeder Versuch verwegen gewesen. Durch die Dunkelheit begünstigt, näherte er sich indessen, unschlüssig, ob er es

nicht wagen sollte, die Bösewichte niederzuhauen, wovon vier Mühe hatten, die sich bäumenden Pferde zu halten, während der fünfte, am Kutschenschlag, auf dem Antritt stehend, die Börsen und Brieftaschen der Reisenden abforderte. Bei einer Bewegung der unruhigen Pferde fiel dem Räuber der Hut vom Kopf, und indem er ihn auffangen wollte, ließ er ebenfalls die Brieftasche fallen, welche er so eben aus der Hand des Reisenden genommen hatte. — In seinem Unwillen über diesen störenden Vorfall, stieß der Räuber einige Flüche und Lästerungen aus, an welchen Alfonso die Ausdrücke, so wie die rauhe Stimme des Valerio erkannte. — Unbemerkt schlich er sich bis zu der Kutsche hin, hob den Hut und die Brieftasche auf, und in der Absicht den erstern als einen Beweis gegen Valerio, letztere aber zur Zurückstellung an den Eigenthümer bei Gericht abzugeben, schlug er, ohne das Ende abzuwarten, den Weg nach Sperlinga ein.

Die Beraubten waren aus dieser Stadt selbst. Während die Räuber noch den Hut und die Brieftasche in der Finsterniß suchten, waren sie schon dort angekommen, und hatten die Anzeige von dem Vorgefallenen gemacht; alle Maaßregeln waren bereits getroffen, um den frechen Bösewichten nachzuspüren, und ihrer habhaft zu werden, als Alfonso am Thore ankam, und aufgehalten wurde.

Es nützte ihm wenig zu betheuern, daß er unschuldig sey; er wurde in das Gefängniß geführt, und es verbreitete sich bald das Gerücht von der Verhaftung des grauen Ritters.

Das Volk versammelte sich haufenweise unter den vergitterten Fenstern seines Kerkers, und verlangte unter den bittersten Verwünschungen seine Hinrichtung.

Die Richter versammelten sich und sprachen, mit

Ausnahme eines einzigen, Alle das Schuldig über ihn aus. Und dieser Eine, welcher eine völlige Ueberzeugung haben wollte, ehe er einen Menschen dem Beile des Henkers übergäbe, hielt allein noch den Ausspruch auf. — Er begab sich in das Gefängniß, aus welchem Alfonso erwartete zum Tode geführt zu werden, um ihn zu verhören.

„Ihr seyd des Raubes und des Mordes angeklagt,“ sagte der Justizbeamte. „Eine Brieftasche, welche bei euch gefunden wurde, dient als Beweis, daß ihr an dem Raubanfalle der vergangenen Nacht Theil genommen habt. Könnt ihr euch von dieser Anklage rein waschen?“

Die unruhige Menschenmenge, welche vor den Thüren des Gefängnisses tobte, hatte, vor dem Eintritt des Richters, Alfonso an das Fenster gezogen. Unter denjenigen, welche am meisten schrieen und lärmten, erblickte er zu seinem Erstaunen Valerio, der frech genug war, sich in einem Augenblick sehen zu lassen, wo das Schaffot errichtet wurde, nicht ahnend, daß er die Hauptrolle darauf spielen würde.

„Ueber jenen Raub der vergangenen Nacht, so wie über viele andere, könnte euch am besten jener Mann ohne Hut, der da unten steht, Auskunft geben;“ antwortete Alfonso. — „Jener Hut, den ich mit der Brieftasche auf der Straße aufhob, ist der seinige, den er bei seinem schlechten Geschäfte verlor. — Indessen möchte ich euch List und Vorsicht rathen; denn der Bösewicht wird wohl seinen Hut verläugnen um seinen Kopf zu retten.“

Im nächsten Augenblicke verkündete ein Ausrufer auf dem öffentlichen Platze, daß ein Hut und eine Brieftasche mit werthvollen Papieren gefunden worden seyen; wer sich als Eigenthümer derselben ausweisen könne, möge sie auf dem Rathhause in Empfang nehmen.

Valerio war ein durchtriebener Schelm, der in die Falle nicht gegangen wäre, wenn seine Raubgenossen nicht fast zu gleicher Zeit gerufen hätten: „Valerio hat den Hut und die Brieftasche verloren!“ — Ein Widerspruch oder eine Zögerung würde ihn verdächtig gemacht haben; daher ging er, zwar nicht ohne ein banges Vorgefühl auf das Rathhaus.

Der Richter zeigte ihm den Hut, und sagte ihm mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Dieser Hut und eine Brieftasche, welche werthvolle Papiere enthält, sind von einem ehrlichen Manne gefunden worden; erkennt ihr denselben als den eurigen? — Seht ihn nur recht an!“

Durch die Ruhe und Gleichgültigkeit des Richters ermuthigt, so wie durch den Gedanken angereizt, sich einen bedeutenden Werth, den er aus Ungeschicklichkeit verloren hatte, wieder anzueignen, antwortete er: „Ja, es ist der meinige; hier ist die Schleife, die Straußfeder, — Alles; ja, Herr, ich kann es versichern, es ist mein Hut.“ — „Eure Versicherung reicht aber nicht hin,“ sagte der Richter; „denn es wurde auch eine Brieftasche gefunden, welche einen großen Werth enthält; ihr müßt also beweisen, daß dieser Hut euer Eigenthum ist, dann wird euch das, was euch gehört, nicht vorenthalten.“

Valerio, der aus dem gelassenen Tone des Richters keinen Verdacht schöpfte, wollte seine Gesellen hereinrufen, damit sie bezeugten, daß der Hut sein Eigenthum sey. Allein der Richter hielt ihn zurück und sagte: „Ich glaube gerne, daß dieser Hut der eurige ist; das Zeugniß eurer Freunde behalte ich mir auf später vor. — Sagt mir nur wo und wie ihr diese Gegenstände verloret;“ fügte er mit einem scharfprüfenden Blicke.

Bei diesen Worten, und an dem Ton, in welchem

sie gesprochen wurden, sah Valerio, daß er in eine Schlinge gegangen war. Anstatt zu antworten, suchte er mit den Augen den Ausgang. Der Richter wiederholte die Frage. — „Wo? und wie?“ sagte Valerio; „ich muß mich zuerst ein wenig besinnen; — ich hatte etwas mehr getrunken, als gewöhnlich, und wurde von Vorübergehenden auf der Straße angegriffen.“ — „Was enthält die Brieftasche, welche ihr verloren haben sollt?“

„Werthvolle Papiere.“

„Werthvolle Papiere! — In was bestanden diese? Bezeichnet den Werth und die Gattung derselben näher.“

Valerio sah sich gefangen, und ohne Rettung verloren. Auf ein Zeichen des Richters, waren alle Ausgänge mit Wachen besetzt worden, so daß er nicht entfliehen konnte. — Die Lüge, das gewöhnliche Mittel des Bösewichts, um sich aus der Schlinge zu ziehen, versuchte nun Valerio, obgleich vergebens. — Er nahm den Hut und die Brieftasche, und nachdem er sie aufmerksam betrachtet, und nach allen Seiten angesehen hatte, sagte er kopfschüttelnd, und mit einer Frechheit, welche einen minder Erfahrenen hätte irre führen können: „Ich erkenne bei näherer Untersuchung, daß ich mich anfänglich geirrt habe; dieser Hut ist nicht der meinige; — auch diese Brieftasche kenne ich nicht.“

„Setzt einmal den Hut auf!“ sagte der Richter; und in diesem Augenblicke ließ er Valerio's Raubgenossen hereingehen, und fragte: „Könnt ihr mit gutem Gewissen schwören, daß dieser Hut wirklich dem Valerio gehört?“ — „Ja! ja!“ riefen Alle. — „Seht ihn recht an! Ihr könntet euch irren!“ — Ei! wie könnten wir uns da irren? — Es ist gewiß der seinige; sagten sie Alle.

Valerio wollte etwas einwenden; allein der Richter

ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Es ist zu spät zu läugnen;“ sagte er ihm; „eure eigenen Geständnisse, und die eurer Freunde, oder Raubgenossen, so wie das Zeugniß desjenigen, welcher euch bei dem Raubgeschäfte erkannte, und diese Gegenstände einlieferte, sind Beweise genug. — Man feßle sie und führe sie fort!“ rief der Richter zu den Wachen.

In diesem Augenblick wurde Alfonso hereingeführt. Bei seinem Anblick brach Valerio in einen Schwall von Flüchen und Lästerungen aus; und indem er ein höhnisches Lachen ausstieß: „Ha!“ sagte er, „das ist der Zeuge auf dessen Aussage ich gerichtet werden soll! Seltsam! wahrlich! — ein Mörder, ein Brandstifter, dem vielleicht der Streich mißlungen ist, den er auf mich zu schieben sucht! — Solches Zeugniß wird hier bei Gericht angenommen! — Gut! wenigstens will ich ihm nichts schuldig bleiben; Ha! Bube! nicht umsonst sollst du mich gesucht haben; dein Meisterstück habe ich nicht vergessen.“

Der Richter gab ein Zeichen, und Alle wurden in Kerker geführt. Alfonso allein war auf seinen Befehl zurückgeblieben.

„Die Anklage des Straßenraubes habt ihr dadurch vernichtet, daß ihr Valerio und seine Genossen, die wahren Räuber, angabet; allein eine noch schwerere Anklage, die von Valerio, der euch einen Mörder und Brandstifter hieß, lastet nun auf euch; könnt ihr auch diese von euch abwenden?“ fragte der Richter.

Alfonso schwieg; ein innerer Schauer ergriff den Justizbeamten.

„Gebt euren Namen an!“

„Alfonso, Graf Leonardi;“ antwortete er.

Bei diesem Namen fuhr der Justizbeamte zurück; und als er sich gesammelt hatte, sprach er mit einer Stimme, welche seine innere Aufregung verrieth:

„Alfonso, als vor sechs Jahren ein bedauernswerthes Unglück das Haus des allgemein geschätzten und geliebten Grafen Federico Leonardi traf, wurden von den Gerichten keine Untersuchungen gemacht, weil man diesen Frevel als eine Folge der Volksempörung betrachtete, welche gerade an demselben Tage stattfand. Indessen legte euch die Volksstimme eine schwere Schuld auf. — Federico und seine Gattin verschwanden; ihre Burg fiel in einen Aschenhaufen, und als Urheber so vielen Unglücks nannte man euch. — — Nun liefert euch Gott in die Hände der Gerechtigkeit, und fordert euer Blut für eures Bruders Blut.“ — —

Diese Worte erschütterten Alfonso: er wollte reden, und sagen, daß sein Bruder noch lebte; allein der Richter überhörte diese leise ausgesprochenen Worte, und fuhr fort: „Und eures Bruders Gattin und Kind — was ist aus diesen Unglücklichen geworden? — Habt ihr sie auch eurer Rache hingeopfert? — sind sie unter eurem oder eurer Helfer Dolche gefallen, oder unter dem Schutte, der durch ruchlose Hand angezündeten Burg vergraben? — — O sprecht! ist der unglückliche Vater Elvirens, der zum eigentlichen Verwand eurer ruchlosen That diente, allein diesem blutigen Auftritte entronnen, um nun, durch Gottes unergründliche Fügung, über den Mörder seines Kindes das Schuldig auszusprechen, und ihn dem Beile des Henkers zu überliefern? — Allmächtiger Gott!“ rief der Greis mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes aus: „zu welchen Zwecken bewahrtest du mir mein Leben? — Legtest du deßhalb die Waage der irdischen Gerechtigkeit

in meine Hand, um die Pflichten des Richters mit den Gefühlen des gekränkten Vaters zu prüfen?“

Der Greis wandte das Gesicht ab, um die Thränen zu verbergen, welche traurige Erinnerungen in seine Augen hervorgelockt hatten. — Alfonso hatte ihn mit steigendem Schrecken angehört. Wie vom Blitze getroffen, fuhr er zusammen, als er aus den Worten des Richters vernahm, daß dieser der Vater der Gattin seines Bruders, Graf d'Elby war, der, wie durch ein Wunder, dem allgemeinen Gemetzel entronnen, jetzt nur ein Wort aussprechen durfte, um ihn dem rächenden Schwert der Gerechtigkeit zu überliefern.

Er sah wohl ein, daß er nicht viel mehr zu hoffen hatte; denn mit der Pflicht des Richters verbanden sich noch mächtige Gründe, persönliche Rache, gegen ihn.

Bisher hatte Alfonso nicht gewagt, den Greis anzusehen; denn in dem Gefühl seiner großen Schuld, fürchtete er den Blicken eines Mannes zu begegnen, in welchen er nur Zorn und Rachsucht lesen zu können glaubte.

„Alfonso,“ sprach der Greis mit gelassenem Tone; „ich kam in euren Kerker, um den Feind der öffentlichen Ruhe zu verhören, und treffe den Zerstörer meines eigenen Glückes. — Euer Tod, wenn ich denselben aussprechen würde, wäre nur Rache, Genugthuung in meiner eigenen Sache, ohne mir den geringsten Theil dessen wieder zu geben, was ich durch euch verloren. — Ich überlasse dem, der euch bisher beschützte, die Sorge euer Urtheil zu sprechen; möge Er euch gnädig seyn, und euch vergeben, wie ich euch vergebe! — Geht! — Ihr seyd frei! —“

Diese Großmuth des Tiefgekränkten, welche Alfonso nicht hoffte, machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Er

warf sich zu den Füßen des Greises; er wollte reden, um seine Reue, seinen Dank, auszusprechen; allein seine Zunge versagte ihm den Dienst. Und als er sich von dem Sturme seiner Empfindungen ein wenig erholt hatte, und die Blicke gegen den großmüthigen Mann emporrichten wollte, war dieser verschwunden. — Alle Thüren standen offen, und keine Wache war da, die ihm den Ausgang verwehrt hätte.

Diese edelmüthige Vergebung, diese christliche Selbstüberwindung, und Aufopferung der Rache, die er so leicht befriedigen konnte, würdigte Alfonso in seinen eigenen Augen noch mehr herab; denn er verglich die edle, leidenschaftslose Handlungsweise des Greises, der eine so glänzende Genugthuung an seinem Feinde nehmen konnte, mit der seinigen, und flößte sich selbst Abscheu ein. — Er ging ungehindert hinaus. Sein erster Gang war in die Kirche, um Gott für seine Rettung zu danken. Er kniete vor einem Seitenaltar und betete aus dem Grunde seines reuigen Herzens: „Gott der Barmherzigkeit, den ich so lange zu meinem Unglück verkannte, ich danke dir für diesen neuen Beweis deiner Güte und Gnade. Nimm meine bittere Reue gnädig auf; segne meinen festen Vorsatz, dir die Zeit meiner irdischen Pilgerschaft in Buße und Gebet zu weihen! Segne auch mein Unternehmen! laß mich zum Werkzeug deiner Allmacht werden, wodurch lange getrennte, liebende Herzen einander wieder gegeben werden! —"

Lange noch betete Alfonso, ohne zu bemerken, daß sich die Kirche geleert hatte; der Kirchendiener mußte ihn darauf aufmerksam machen, daß er der letzte sey, und daß es Zeit sey die Kirche zu schließen. — Er ging, und da er nicht wußte, wie er die Wohnung der Dame, die

er zu sprechen wünschte, finden könnte, blieb er, unweit der Kirche, nachdenkend stehen.

Eine ländliche Hochzeit, welche mit Musik durch die Stadt zog, lockte durch die fröhlichen Töne der Geigen und Flöten viele Leute an das Fenster. — Eine kindliche Stimme, welche Alfonso schon einmal gehört zu haben glaubte, zog seine Blicke auf das Haus gegenüber, wo er wirklich die geheimnißvolle, verschleierte Dame mit dem Knaben erblickte, wie er sie auf dem Gebirge gesehen hatte. — Nun war er nahe daran, den Schleier zu lüften, der seine Zukunft deckte, und Licht oder Finsterniß über dieselbe verbreiten sollte.

Der fröhliche Zug war vorüber gegangen, und Alles war in die frühere Ordnung getreten. — Alfonso näherte sich dem Hause; als er die Schwelle betrat, pochte sein Herz so heftig vor Hoffnung und vor Furcht einer Täuschung, daß er nur zitternd die Glocke zog.

Die Thüre ging auf, und Alfonso trat ein. Er fand einen Vorplatz, auf welchem sich mehrere Thüren befanden; und da er Niemand sah, mit dem er sprechen konnte, blieb er da stehen, und hörte in einem Zimmer folgendes Gespräch: „Liebes Mütterchen," sagte eine sanfte kindliche Stimme; „warum ist denn heute die Kirche wieder so festlich geschmückt, die Musik so schön und fröhlich, nachdem diese Tage Alles so schwarz und traurig aussah?"

„Mein liebes Kind," antwortete die Mutter, „es ist heute für die ganze Christenheit ein feierlicher Tag, der uns an die Auferstehung des Sohnes Gottes erinnert, welcher, nachdem er, aus Liebe für die Menschen, einen schmerzlichen Tod erlitten, aus seinem Grabe, im Angesichte seiner Jünger, gen den Himmel fuhr. — Die Charwoche, welche einige Völker die heilige Woche nennen,

wird zum Andenken an die Leiden unsers Erlösers, der Trauer und dem Gebet geweiht, und am Osterfeste vereinigen die Christen ihre Stimmen, um diesen Triumph der Wahrheit und die Ehre Gottes zu feiern. — Enrico, mein gutes Kind, außer diesem, haben wir besonders noch einen andern Grund, diesen Tag Gott zu widmen; — frohe und trübe Erinnerungen knüpfen sich an denselben für deine Mutter."

Bei diesen Worten, welche eine Anspielung auf die Geburt ihres geliebten Kindes, und auf die traurigen Ereignisse, welche sie von ihrem Gatten und von ihrem Vater beraubten, glänzte eine helle Thräne in dem Auge der betrübten Mutter.

„Sei nicht traurig, liebe Mutter," sagte der gutherzige Knabe; „wenn du weinst, so muß ich auch weinen. — Höre, wir wollen lieber das Liedchen des guten Eremiten Romualdo singen; es wird dich aufheitern."

Tief gerührt drückte Elvira ihr einzig geliebtes Kind an ihre Brust, und fand in dieser Umarmung der reinsten Unschuld Trost und Beruhigung.

Alfonso stand noch immer vor der Thüre des Zimmers, in welchem er dieses Gespräch gehört hatte; er wagte es aber nicht, sich ungemeldet vorzustellen. Luigia kam aus dem Garten, und fragte ihn um sein Begehren.

„Einer edlen Dame, welche in diesem Hause wohnt," sagte Alfonso, „habe ich eine frohe Botschaft zu bringen. Meldet mich bei ihr; — oder vielmehr, saget mir zuerst ihren Namen; denn daran knüpft sich die Wichtigkeit oder die Nichtigkeit meiner Mittheilung."

„Sabina ist der Name der Dame, welche hier wohnt," sagte Luigia; „wenn ihr nun wollt, daß ich euch melde,

so sagt mir euren Namen, und den Zweck eures Besuches, ohne dieses, darf ich euch nicht vorführen."

„Erlaubt mir an die Richtigkeit eurer Angabe zu zweifeln;" erwiederte Alfonso; „und meldet der Dame, daß ein Fremder ihr von einer längst verlorenen kostbaren Juwele Botschaft zu überbringen wünsche."

Das von Elvira verlorene Kreuzchen fiel sogleich der treuen Luigia ein. Mit einem Sprunge war sie im Zimmer, und nach einer Minute führte sie Alfonso zu ihrer Gebieterin.

„Verzeiht, edle Frau," fing Alfonso an, während er auf seinen Füßen zitterte, „wenn es ein Unbekannter wagt, euch auf einige Augenblicke um Gehör zu bitten. — Ihr seyd, wenn ich nicht irre, vor geraumer Zeit, eine kostbare Juwele verlustig geworden, die eurem Herzen über Alles theuer war. — Diese Juwele ist nicht verloren; Gott hat sie aufgehoben und bewahrt. — Doch, ehe ich euch darüber eine weitere Mittheilung mache, erlaubt mir, euch um euren Namen zu fragen, damit ich in Hinsicht jener Juwele eine Ueberzeugung gewinne, welche bisher bei mir nur eine Vermuthung ist."

„Ich sagte euch schon den Namen meiner Gebieterin," fiel Luigia ein.

„Wenn diese Angabe richtig war," hob Alfonso wieder an, „so muß ich wegen der verursachten Störung und vergeblichen Hoffnung, um Vergebung bitten; denn die Dame, welcher die verlorene Juwele angehört, soll — Elvira heißen."

Bei ihrem Namen konnte Elvira einen leisen Schrei nicht zurückhalten: und so gerne sie auch unerkannt geblieben wäre, konnte sie, um ihr Kreuzchen wieder zu bekommen, ihren wahren Namen nicht verbergen. Sie

schwieg; ein seliges Gefühl bemächtigte sich des Alfonso, dem ihre Betroffenheit nicht entgangen war.

„O verstellt euch nicht, edle Frau," sprach er; „laßt es mir wahr, daß ich diejenige gefunden habe, welche ich suchte, und eure Juwele soll euch zurückgestellt werden. — Und wenn ihr dann noch darauf besteht, den angenommenen Namen Sabina zu behalten, so könnt ihr auf meine Verschwiegenheit rechnen; ich schwöre sie euch heilig auf dieses Christusbild." Bei diesen Worten legte Alfonso die rechte Hand auf ein Cruzifix, welches an der Wand hing.

Das Aeußere des Fremden war wenig geeignet, Vertrauen einzuflößen; indessen hätte bald der Schwur und die Betheuerung des Alfonso ihr das Geständniß ihres wahren Namens und Standes herausgelockt. Schon wollte sie sprechen, als die Thüre des Zimmers aufging, und Bartolo trat herein. Er hatte schon einigemale Gelegenheit gehabt, den grauen Ritter zu sehen, und war nicht wenig erschrocken, als er ihn in seinem eigenen Hause antraf. — Erstaunt über den seltsamen Besuch eines Menschen, welchen er im Kerker glaubte, und welchem er überdieß keine gute Absicht zutrauen konnte, fragte er die Gräfin:

„Kennt ihr diesen Mann?"

„Nicht im mindesten," antwortete Elvira. — Dann erzählte sie dem besorgten Bartolo, unter welchem vorgeblichen Grund sich der Unbekannte habe vorführen lassen.

„Wenn euer Besuch in meinem Hause keine andere Absicht verbirgt," sagte dann Barotti zu dem Fremden, „und ihr aus dem löblichen Wunsche, dieser Dame eine verlorene Juwele zurückzustellen, hieher geführt wurdet, so muß euch die genaue Beschreibung des Kleinods hin-

längliche Ueberzeugung verschaffen. Jede andere Frage, die ihr euch an diese Dame zu stellen erlaubt, muß als vorwitzig und unbescheiden unbeantwortet bleiben. — Uebrigens, „fuhr er fort, indem er ihn scharf in's Auge faßte, „darf man wohl nicht fragen, wie ihr auf die Vermuthung kamet, daß diese Dame eine Juwele verloren habe?“

„Erlaßt mir die Antwort auf diese Frage,“ sagte der Fremde, „bis ich Gewißheit erlangt habe, ob die Dame diejenige ist, welche ich vermuthete, — Gräfin Elvira Leonardi.“

Hier verrieth die heftige Bewegung der Unglücklichen ihr Geheimniß. Elvira war so wahrheitliebend, jeder Art von Lüge so abgeneigt, daß sie sich bei dieser Gelegenheit auch nicht zu verstellen vermochte; und Bartolo, welcher sah, daß sie im Begriff war ihr so lange treubewahrtes Geheimniß, einem Abenteurer, ohne Nothwendigkeit zu entdecken, oder doch wahr zu lassen, beugte dem voreiligen Geständniß Elvirens vor.

„Zeiget doch die Juwele, welche ihr gefunden habt,“ sagte er, „und glaubt sicher, daß diese Dame dieselbe nicht als Eigenthum fordern wird, wenn sie es nicht mit Gewißheit und gutem Gewissen thun kann. — Auch wird euch der Finderlohn nicht vorenthalten.“

— „Ich nannte euch die Dame, welcher die gefundene Juwele gehört;“ sagte Alfonso zu der Gräfin; „habt ihr Ansprüche darauf, so könnt ihr dieselbe heute noch in dem Romualdinerkloster in Empfang nehmen.“

Bei diesen Worten entfernte er sich, fest überzeugt, daß er die Gattin seines Bruders, welche dieser, so wie auch ihr Vater, als verloren beweinte, wieder gefunden habe.

Alfonso verließ mit vor Freude klopfendem Herzen

das Haus, und begab sich zu dem Justizbeamten, dessen Großmuth er Leben und Freiheit verdankte, um ihn auf eine Freude vorzubereiten, welche er zu hoffen nicht gewagt hätte.

Ohne daß er dem Grafen d'Elby theilweise das anvertraut hätte, was noch ein Geheimniß war, und ihn durch die Versicherung, daß er eine theure, verloren geglaubte Person wieder finden sollte, wäre es ihm schwerlich gelungen, den Greis zu bereden, sich in dem Romualdinerkloster einzufinden. — Was vermag aber nicht die Hoffnung! welche unwiderstehliche Gewalt übt nicht ein Strahl dieser himmlischen Flamme über die Menschen!

Graf d'Elby sagte zu; indessen wagte er es nicht dem Gedanken Raum zu geben, daß er seine geliebte Tochter wieder sehen könnte; dazu schien ihm die Wahl des Zusammenkunftsortes nicht geeignet. — War es Federico, den er wieder finden sollte? — Auch dieses schien ihm so ganz außer dem Reich der Möglichkeit; denn, wenn Federico noch lebte, dachte er, würde er die Verwaltung seiner Güter nicht fremden Händen überlassen. — Oder war es nur ein Fallstrick des begnadigten Alfonso, der aus unersättlichem Rachgefühl über einem neuen schlimmen Anschlag brütete? — —

Mit Beschämung verwarf der Greis diesen Gedanken; denn er, welcher einem Wurme aus dem Wege ging, um ihn nicht zu zertreten, konnte an eine solche Verdorbenheit und Undankbarkeit nicht glauben.

„Ich werde mich einfinden;“ hatte er zu Alfonso gesagt; und er hielt auch Wort.

Alfonso verließ die Stadt und eilte nach dem Romualdinerkloster. Die Freude, welche bei dem Gedanken, daß er einen Theil seines begangenen Unrechts wieder

gut machen konnte, sein Inneres erfüllte, erleichterte um Vieles die Last, die auf seinem Gewissen drückte.

In kurzer Zeit legte er den Weg bis zum Kloster zurück. Dort fast athemlos angekommen, läutete er an der Pforte mit einer Heftigkeit, als hätte er die Glocke niederreißen wollen, und als der Pförtner, der auf dieses ungestümme Geläut, dringende Noth vermuthete, das Thor öffnete, stürzte Alfonso hinein, und ohne dem frommen Mann, welcher sich über des Fremdlings ungewöhnliches Eindringen wundernd, ihn fragte, wohin er wolle, eine Antwort zu geben, eilte er in die Kapelle des Klosters.

Dort kniete der ehrwürdige Prior vor einem Seitenaltar und betete mit tiefer Andacht, als er durch das plötzliche Geräusch des Eintretenden, in seinen frommen Gedanken gestört wurde.

Alfonso warf sich auf die Knie. Der Prior erkannte sogleich den Jüngling, welcher ihm unlängst das Geständniß einer großen Schuld gemacht hatte, und da er in dem ersten Augenblick den Grund der Aufregung, welche auf seinen Zügen sichtbar war, nicht entziffern konnte, betrachtete er ihn prüfend. — Indessen blieb der Greis nicht lange in Zweifel; denn Alfonso faltete seine Hände, und indem er sie gegen den Himmel emporrichtete, sprach er, ohne den Prior wahrzunehmen, mit dem Ausdruck eines von Dankgefühl durchdrungenen Herzens, und mit einer von Seligkeit zitternden Stimme. — „O Gott der Güte und Barmherzigkeit! Langmüthiger Vater, dessen heiligen Gebote ich so frevelnd übertreten; ist es kein Traum, der meine durch tausend Foltern gepeinigte Einbildungskraft mit einem himmlischen Bild umgaukelt, um mich dann von der Höhe meiner Seligkeit in den pfützigen Abgrund meiner Verzweiflung wieder hinabzuschleudern? —

Nein! es ist keine Täuschung! Du bist barmherzig, mein Gott! du vergibst dem reuigen Sünder. — Solch eine Täuschung wäre grausam, und von dir, dem liebevollen Vater der Menschen, kann der Bußfertige nur Gnade und Erbarmung erwarten! — O Dank! Dank und Lob deiner Allmacht und Güte! — Nimm aus meinem Munde das feierliche Gelübde, dir mein ganzes Leben, in frommer, treuer Hingebung zu weihen. — Vollende dein Gnadenwerk, und erhöre diese meine einzige Bitte: Stärke meinen Vorsatz, und segne meinen Willen. — Und, o Gott, der du die Schicksale aller Geschöpfe lenkest, schütte das Füllhorn deiner Wohlthaten über die aus, welche durch mich so unglücklich wurden! — Mir nimm Alles, Alles, — nur deinen Segen nicht, damit ich einstens vor deinem Throne Gnade finden kann!“

Alfonso stand auf und wollte sich entfernen, als er den ehrwürdigen Greis gewahrte, welcher nur einige Schritte von ihm stand, und ihn betrachtete. Er näherte sich ihm, und küßte dem Prior ehrerbietig die Hand, der ihn in seine Zelle führte.

Der Prior hatte mit grauenvollem Erstaunen die Erzählung der schauderhaften Begebenheiten gehört, welche Alfonso zum Verbrecher machten, und er vernahm mit Bewunderung das Wiederfinden der Verlorengeglaubten. Mit inniger Theilnahme und Freude sah er die glückliche Wendung, welche Gott dieser traurigen Geschichte gab.

Auf die Bitte des Alfonso, welcher dem Prior mittheilte, daß er die Zusammenkunft im Kloster angeordnet hatte, wurde sogleich ein Bote an den Eremiten Romualdo abgesandt, um ihn zu bitten, einer Feierlichkeit, welche denselben Abend im Kloster stattfinden sollte, beizuwoh-

nen. Dieser sagte zu, er war aber weit entfernt zu vermuthen, was seiner wartete.

Fünfzehntes Kapitel.

Unverhoffte Freude.

Es war ein herrlicher Frühlingstag; denn unter dem heißen Himmelsstriche Siciliens, wo sich der Winter nur durch einige regnerischen Tage von dem Sommer unterscheidet, fällt das Osterfest in die angenehmste Jahreszeit.

Die Sonne neigte sich strahlend gegen den westlichen Horizont, als die zur Zusammenkunft Bestellten sich nach einander einfanden.

Zuerst kam Elvira, von Luigia und dem ehrlichen Bartolo begleitet, auf einem Wägelchen an. Auf das Verlangen der Gräfin wurde sie in die Klosterkapelle geführt. Der ehrwürdige Prior begleitete sie dahin, und bereitete sie unterwegs durch eine passende Rede, auf die Ereignisse, welche ihr bevorstanden, ohne ihr jedoch das Geheimniß zu enthüllen.

Aus einem zweiten Wagen, welcher bald an der Pforte des Klosters anhielt, stieg der Graf d'Elby, von mehreren treuen Dienern begleitet. Der Prior empfing den Ankommenden, und ersuchte ihn einige Augenblicke in der Sakristei zu verweilen.

Mittlerweile läutete man wieder an der Pforte des Klosters, und der Prior eilte dahin, um den Neuankommenden zu bewillkommnen; es war der Eremit Romualdo, welcher bald wieder unser Federico seyn wird. Der ehrwürdige Greis drückte ihn in seinen Armen, und führte ihn durch eine Seitenthüre in einen Chorstuhl.

Obwohl durch manches Seelen- und Körperleiden sehr geschwächt, hatte sich Alfonso indessen ebenfalls in die Kapelle begeben, wo er am Fuße eines Altars knieend betete, ohne von denjenigen, welche sich darin befanden, gesehen werden, oder dieselben sehen zu können.

Indessen hatte sich die Sonne hinter der Gebirgskette der Apenninen gesenkt, und eine feierliche Stille herrschte in der kaum durch ein Dämmerlicht erleuchteten Kapelle. Die flackernde Flamme des ewigen Lichts verbreitete ihren blassen Schein auf die gothischen Pfeiler des gottgeweihten Hauses, als die Mönche des Klosters, und mit ihnen der Eremit Romualdo, im feierlichen Zug hereintraten, und ihre Plätze an den beiden Seiten des Hauptganges einnahmen. Nach und nach wurden die Wachskerzen angezündet; die Kapelle wurde heller.

Jedem der geladenen Gäste pochte das Herz in unerklärbarer Erwartung dessen, was da geschehen sollte, als der Prior, nachdem er am Fuße des Altars in feierlicher Stille ein inbrünstiges Gebet, halblaut gesprochen hatte, sich erhob, und sich gegen die Versammlung wendend folgende vorbereitende Rede hielt:

„Geliebteste Brüder! Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich. Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes sind eine unerschöpfliche Quelle, deren unschätzbare Wohlthaten unaufhörlich auf uns Sterbliche fließen; darum, Brüder, loben und preisen wir den Herrn in allen seinen Werken!

Wenn der Sturm im wüthenden Kampfe der Elemente die Natur erschüttert hat, tritt die Sonne strahlend aus den zerrissenen Wolken des Gewitters hervor; ihre Strahlen erwecken die trauernde Natur zu einem neuen Leben wieder; der vom heftigen Winde des Orkans

bis zur Erde gebückte Baum erhebt seinen Gipfel empor; die von der brennenden Hitze des Himmels versengte Erde, gekühlt durch die wohlthätigen Tropfen eines befruchtenden Regens, schmückt sich festlich mit den Schätzen der Schöpfung, die in bunter, unvergleichlich schöner Pracht ihren Duft zum Throne des Herrn des Weltalls emporsteigen lassen. Wie es nach dem Sturme auf der Welt geht, so geht es auch nach den Stürmen, welche unser Erdenleben oft mit finstern Wolken umdüstern. Wenn der Hauch Gottes den schwarzen Schleier verweht hat, der eine verhängnißvolle Gegenwart in Trauer einhüllte, steigt am klargewordenen Horizont ein glänzendes Licht auf, welches uns eine schöne Zukunft verheißt. — Der Christ ist der biegsame Baum, den der Sturmwind des Unglücks beugt, ohne ihn zu brechen, und welcher sein Haupt dankbar gegen den Schöpfer erhebt; sein Herz ist der Boden, aus welchem neue Tugenden entsprießen; Frömmigkeit und Glaube die befruchtende Kraft, welche die verderblichen Leidenschaften erstickt, und sein regstes Dankgefühl, der Gott angenehmste Weihrauch, den er gegen den göttlichen Thron emporrichtet.

Der Sturm währt nicht immer; nach ihm kömmt immer Sonnenschein: dieses ist ein ewiges Gesetz der Natur. Und selbst wenn ein zu empfindsames Herz den herben Schlägen des Schicksals erliegend, die stürmische Zeit der Prüfung nicht ausharren kann, blüht ihm doch im Jenseits die schönste Hoffnung des Christen: die göttliche, gerechte Vergeltung. — Darum, Brüder, laßt uns diese schöne Flamme der Hoffnung in unsern Herzen mit frommer Zuversicht nähren, wie wir das ewige Licht in unsern Tempeln täglich mit Oel versehen, damit es nicht ausglimme.

Vor mehreren Jahren wurde dieser heilige Tag durch bedauernswerthe, blutige Auftritte entweiht, deren Flecken ewig an dem Buche der Geschichte unsers Vaterlandes kleben werden. Diese Gräuelscenen berühre ich nur darum, weil sie mit dem Zwecke unserer heutigen Versammlung in einiger Verbindung stehen; obwohl nichts so wünschenswerth wäre, als daß diese blutige Seite aus allen Jahrbüchern, besonders aber aus dem Buche Gottes, in welches Er alle Handlungen der Menschen aufnimmt, gerissen werden könnte. — Möge Gott Jedem Gnade angedeihen lassen, der seine Hände mit Blut befleckte, Jedem, dem Unrecht geschah, die Kraft geben, seinen Feinden zu vergeben! Und weil es in seiner Macht steht die Tugend diesseits schon zu belohnen, so möge Er die Tugendhaften, welche seit jenem Tage des Schreckens einen empfindsamen Verlust zu beweinen haben, trösten, und ihnen, durch eine jener anbetungswürdigen Fügungen, welche seine Allmacht und Güte verkünden, den Lohn ihrer frommen Duldung an diesem Jahrestag zu Theil werden lassen!"

Diese Anrede des ehrwürdigen Priors hatte zwar die Wunden in den Herzen der trauernden Gatten, und des betrübten Vaters wieder aufgewühlt; aber bei den letzten Worten pochten sie mächtig mit dem Gefühl einer neuerwachenden Hoffnung.

"Edle Frau," hob der Prior wieder an, "einst verloret ihr eine kostbare Juwele; seit jenem Tage blutet euer Herz über den Verlust derselben. — Pater Romualdo, tretet vor, und stellt der Dame ihr Eigenthum zurück."

Von beiden Seiten der Kapelle traten nun Elvira und der Eremit gegen den Prior. Der Eremit konnte

sich auf seinen zitternden Füßen kaum aufrecht halten; denn in dem Bewußtseyn, daß das von ihm gefundene Kreuzchen seiner Elvira gehört hatte, fiel es ihm schwer, sich von demselben zu trennen; und er konnte sich nicht denken, welche fremde Dame auf dasselbe Ansprüche machen könnte.

Mit der einen Hand löste er, indem er langsam gegen den Altar schritt, das Kreuzchen von seinem Halse, und drückte, bevor er sich von demselben trennte, das für ihn doppelt theuere Kleinod krampfhaft an seine Lippen, während er mit der andern Hand seine Augen, aus welchen heiße Thränen stromweise hervorquollen, verbarg.

So stand er unbeweglich Elvira gegenüber, und ohne die Augen aufzuschlagen, reichte er, mit einer raschen Bewegung, in welcher der Kampf, den ihm dieses Opfer kostete, zu erkennen war, das Kreuz der bisher noch Unbekannten.

„Schlagt euren Schleier zurück,“ sagte der Prior zu Elvira, „damit Pater Romualdo diejenige sehen kann, welcher seine Hand ihr Eigenthum zurückstellt.“

Elvira gehorchte zitternd. Romualdo warf einen Blick auf sie, und mit einem gleichzeitigen Schrei des seligsten Entzückens fielen die beiden Gatten fast bewußtlos in die Arme der Umstehenden.

„Elvira! — Federico!“ war Alles was ihr Mund hatte aussprechen können. Bei diesen geliebten Namen stürzte der greise Graf d'Elby in den Kreis, und drückte wechselweise krampfhaft seine geliebten Kinder auf seine pochende Brust. Bei seinen ungestümmen an Wahnsinn grenzenden Umarmungen, erwachten die beiden Gatten aus ihrer augenblicklichen Bewußtlosigkeit, in welcher sie, wie in einem holden Traum, sich von Engeln und allen

seligen Freuden des Himmels umschwärmt sahen; und als sie die Blicke aufschlugen, und die theuern Verlorengeglaubten wieder erkannten, sanken sie einander in die Arme.

Diese stille, rührende Scene dauerte einige Augenblicke, nach welchen ihr Dank gegen Gott für das Glück womit er sie überraschte, sich in süßem Einklang laut aussprach.

Der Prior führte dann die Ueberglücklichen in einen Saal des Klosters, und überließ sie dem Taumel ihrer Freude über dieses ungehoffte Wiederfinden.

Sie hatten so viel einander zu sagen, und doch konnten sie die Sprache nicht finden, um sich mitzutheilen; denn es gibt einen Grad von Glück, wie von Schmerz, wo die Gefühle allein das ganze Wesen ausschließlich in Anspruch nehmen, und die Zunge lähmen.

Sie standen noch in dieser wonnevollen Trunkenheit, als Federico, dessen unterbrochener Gedankenlauf geregelter zu werden anfing, seine Blicke um sich warf, als vermißte er irgend ein theures Wesen. In diesem Augenblick trat der Prior in den Saal, indem er einen holden Knaben an der Hand führte.

„Allmächtiger Gott!“ — rief Federico aus, indem er sich aus den Armen des Grafen und seiner Gattin losriß, und den Knaben an seine Brust drückte. „Mein Sohn! — ja! mein Herz sagt es mir; du bist mein Kind. — O Gott! wie habe ich so viel Gnade verdient! wie kann ich dir je genug danken für diese selige Stunde!“

Und ein neuer Sturm der höchsten Seligkeit bewegte die Brust des Ueberglücklichen. — „Ist es aber keine Täuschung, kein Traum, dessen furchtbares Erwachen die noch blutenden Wunden meines Herzens wieder aufwühlen

wird! — Nein! nein, es ist Wahrheit, beseligende Wahrheit! — Ich sehe meine Elvira, meinen Enrico, und euch, geliebter Vater meiner Gattin! — Ich drücke euch an meine Brust. — O! ich fühle es, das Glück kann eher tödten als der Schmerz.“

Enrico, der den Eremiten Romualdo sogleich erkannt hatte, und nun hörte, daß er sein Vater sey, theilte die allgemeine Freude; er schmiegte sich kindlich an ihn, erwiederte seine Liebkosungen, und sagte mit dem unschuldvollen Lächeln eines Engels: „dein Liedchen kann ich noch recht gut auswendig; ich habe es oft der lieben Mutter vorgesungen, wenn sie traurig war, und immer hat es sie aufgeheitert.“ — „Behalte es fest in deinem Gedächtniß, mein Enrico, es wird auch dich, wenn du einstens traurig seyn solltest, aufheitern, wie es deinen Vater und deine Mutter in den Tagen der Prüfung aufrecht erhalten hat,“ sagte Federico. Graf d'Elby zog Enrico an sich, und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. In dieser Seligkeit ruhten seine nassen Blicke bald auf seiner Tochter, bald auf ihrem Gemahl, und verließen diese nur um sich an dem Anblick des schönen Knaben zu weiden.

Federico und Elvira erzählten in Kürze die Geschichte ihrer Leiden seit ihrer langen schmerzlichen Trennung, und Graf d'Elby, aufgefordert durch tausend Fragen seiner Kinder, befriedigte ihre theilnehmende Neugierde, indem er in Kürze Folgendes erzählte:

„Nachdem ich auf der Straße von Palermo nach eurer Burg von euch, Federico, getrennt worden war, indem mir mein Alter nicht erlaubte der Geschwindigkeit eures Pferdes zu folgen; und während hochlodernde Flammen die Dächer verschlangen, welche mein einziges

Kind enthielten, kam ich mit Ruperto in dem Dorfe auf der Anhöhe an. Ich mußte ein wenig zurückbleiben, denn, um das Leben seines Herrn besorgt, ritt der treue Diener mir voran, so daß ich ihn bald aus dem Gesichte verlor. Die Bewohner des Dorfes waren in Aufruhr; ich wurde von dem wüthenden Pöbel umringt, beschimpft und mißhandelt, und würde gewiß das Opfer ihrer rohen Wuth geworden seyn, wenn nicht Gott einen Engel zu meiner Rettung gesandt hätte. Es war Francesco, der sich, mit Gefahr seines eigenen Lebens, durch den dichten Volkshaufen einen Weg bahnend, auf mich zueilte, und mit seinem Schwerte die Hände der Mörder lösend, welche den Zügel meines Pferdes hielten, mich aus dem Gedränge führte, und mir zurief: Retten sie sich, gnädiger Herr! — Mehr konnte er für mich nicht thun; denn als er diese Worte sprach, fiel der treue Diener unter den Hieben der Mörder, welche sich haufenweise über ihn stürzten. — Ich sah ihn fallen, indem er einen tiefen, wahrscheinlich den letzten Seufzer ausstieß; ich sah die Bösewichte ihr Opfer im Triumph fortschleppen.

Ich benützte diesen Augenblick, wo die rohe Schaar der Empörer sich in eine andere Richtung heulend fortbewegte, und sprengte so schnell ich konnte, einen Seitenweg einschlagend, gegen die Burg. Einige bewaffnete Bauern verfolgten mich; ich spornte mein Pferd, und entkam ihnen bald, indem ich über einen Bergstrom setzte, der meinen Verfolgern den Weg versperrte. Ich war mitten auf den Feldern; kein gebahnter Weg führte mich; aber die lodernden Flammen eurer Burg dienten mir als Leuchtthurm.

Als ich nicht mehr weit von der Brandstätte war, hörte ich verworrene Stimmen, und bemerkte einen Troß

von Leuten, deren wildes Aussehen das schändliche Handwerk verrieth. — Als sie mich im Scheine der Feuersbrunst erblickten, stießen sie ein Hurrah aus, und eilten auf mich zu, indem sie riefen: „Er ist's! er ist's! Nieder mit ihm! Nieder mit der Franzosenbrut!“

So erschöpft ich auch war, blieb mir keine Bedenkzeit übrig; fliehen oder sterben, dachte ich; hier ist kein Mittelweg; und so ungern ich mich von der Stelle entfernte, wo ich meine Tochter und euch in der drohendsten Gefahr wähnte, so mußte ich doch, in der Ueberzeugung, daß jeder Versuch tollkühn wäre, der Ueberzahl weichen, und mein Heil in der schleunigsten Flucht suchen.

Ich spornte mein vor Mattigkeit erschöpftes Pferd, und hatte bald das Glück ein Gehölz zu erreichen, in welchem die Verfolger meine Spuren verloren. Ich drang weiter in das Dickicht, und von den ausgestandenen Strapatzen und Mühseligkeiten ermattet, sank ich bald in einen tiefen Schlaf, aus welchem ich erst erwachte, als bereits die Sonne die Gipfel der Bäume mit ihrem Goldschimmer beschien.

Die traurigen Begebenheiten des vorigen Tages traten in ihrem schauerlichen Lichte vor meine Seele. Ich erhob mich mühsam, und suchte mein Pferd. Ich hatte in meiner Verwirrung und Müdigkeit übersehen, es anzubinden, und es hatte sich entfernt. Ich konnte keine Spur von ihm entdecken. Dieser Umstand wäre mir schmerzlich gewesen, wenn ich in meinem Herzen noch Raum für einen neuen Schmerz gehabt hätte.

Nur euer gedenkend richtete ich meine Schritte gegen die Burg. Der emporsteigende Rauch war mein Wegweiser. Nach einer kurzen Zeit, welche aber meiner gefolterten Seele wie eine qualvolle Ewigkeit dauerte, ge-

langte ich auf die Brandstätte. Alles war still, öde und schauerlich. — Niemand stand da um mir den Eingang zu verwehren; — ach! es war auch Niemand mehr zu retten. — Ein schaudervoller Anblick, dessen Erinnerung noch heute meine Seele mit Schrecken erfüllt! — Doch laßt mich von diesem abbrechen! Laßt uns alle diese traurigen Vorfälle, wie einen wüsten Traum aus unserm Gedächtniß verdrängen.

Nachdem ich die schmerzliche Ueberzeugung erlangt hatte, daß keine lebende Seele in der Burg mehr war, verließ ich mit Trauer und Verzweiflung eine Stelle, wo ich mein Theuerstes auf dieser Welt vergraben glaubte, und verfolgte ziellos, und in düstern Gedanken versunken den ersten Weg, der sich meinen Blicken darbot. Nur an der Sonne, welche hoch über meinem Haupte stand, konnte ich berechnen, daß ich mehrere Stunden gegangen war, denn für mich war die Zeit so leer, die Last meiner Gefühle so drückend, daß ich für alles Aeußere unempfindlich war.

Plötzlich wurde ich durch Huftritte, welche auf der Straße immer näher zu kommen schienen, aus meinem wachenden Traum gerissen, und sah einige Unglückliche, welche von bewaffneten Reitern in einiger Entfernung verfolgt, eiligst gegen eine Stadt flohen, deren Thürme man, in geringer Ferne, über die Stadtmauern emporragen sah. An der Kleidung der Fliehenden erkannte ich Landsleute, welche der mörderischen Wuth der Sicilianer zu entgehen suchten. Ich beschleunigte meine Schritte in dieselbe Richtung, und als ich sie vertrauensvoll durch das geöffnete Thor des Städtchens in dasselbe gehen, und von den Bewohnern freundlich aufnehmen sah, faßte ich Muth und folgte ihrem Beispiele. Diese Stadt war

Sperlinga, die einzige auf der ganzen Insel, welche den wenigen unglücklichen Flüchtlingen, die dem Dolche des Pöbels entrinnen konnten, Schutz und Obdach bot, und in welcher ich seit jener verhängnißvollen Zeit aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit blieb.

Ein Mitglied des dortigen Gerichts war durch den Tod seinem langjährigen und thätigen Wirkungskreis entrückt worden. Die Bürger und sämmtlichen Obrigkeiten des gastfreundschaftlichen Städtchens drückten den einstimmigen Wunsch aus, daß ich diese Lücke ausfüllen möchte. Aus Dankgefühl nahm ich das Anerbieten an, und trage seitdem aus allen meinen Kräften gegen die menschenfreundlichen Bewohner von Sperlinga meine Schuld ab, indem ich mich ganz ihrer Wohlfahrt und ihrem Glücke weihe.“

„Ach! mein theurer Vater,“ unterbrach Elvira; „Gott führte euch eurer liebenden Tochter so nahe, und doch ward mir nicht der Trost und das Glück zu Theil es zu erfahren. Wie ist das möglich?“

„Um allenfallsigen Nachforschungen meiner Verfolger zu entgehen, nahm ich einen fremden Namen an, unter welchem ich in Sperlinga bekannt bin. — Nun sind wir vereinigt,“ fuhr der alte Graf fort; „laßt uns Gott für diese glückliche Fügung danken, und unsere Leiden, nur darum ferner gedenken, um seine Allmacht und Güte zu erkennen und preisen.“

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, uud der Prior, welcher sich seit einigen Minuten entfernt hatte, trat herein. Er führte Alfonso an der Hand. Dieser warf sich vor den Glücklichen auf die Kniee, und ohne ein Wort hervorbringen zu können, erwartete er die Vergebung seiner großen Schuld. Gleichzeitig reichten sie ihm die Hand, als Zeichen der Versöhnung, und als er

sich von der tiefen Rührung, welche sein Herz beklemmte, ein wenig erholt hatte, sprach er: „Gott hat mich nicht verlassen; sein mächtiger Arm zog mich aus dem Abgrund, in welchen mich die Leidenschaft stürzte; von nun an will ich durch Buße und Gebet mich seiner Gnade würdig zu machen bestreben. Eure Liebe habe ich verwirkt, aber euer Mitleid werdet ihr mir nicht versagen. — Die Felsenzelle, in welcher der fromme Eremit Romualdo so kummervolle Stunden verlebte, der jetzt seinen Lieben wieder gegeben ist, soll künftig von meinen Dankgesängen Tag und Nacht erschallen, daß Gott mir meine Verbrechen vergab, daß ihr, die Tiefgekränkten, mir verzeihet; und ich hoffe, durch ununterbrochene Buße mich würdig zu machen einstens vor seinem Richterstuhle zu erscheinen.“

Alle waren tief ergriffen über die Zerknirschung des reuigen Sünders. Während dieser rührenden Scene trat ein alter Mann hastig herein, und warf sich in die Mitte des kleinen Kreises, indem er mit dem Ausdruck des lebhaftesten Entzückens rief: „Laßt auch mich eure Freude, euer Glück theilen!“ — „Ruperto! du, mein alter, treuer Ruperto!“ sagte Federico, indem er ihm herzlich die Hand drückte; und der glückliche Alte zerfloß in Thränen der Rührung und der Freude.

Die übrigen noch nicht anwesenden Diener brachten nun ihre Glückwünsche dar, und theilten den allgemeinen Jubel. Man versammelte sich dann noch einmal in der Kapelle, wo ein inbrünstiges Dankgebet aus Aller Herzen zu Gott emporstieg. Hierauf verließen sie sämmtlich das Kloster. Graf d'Elby, Federico und Elvira mit ihrem geliebten Enrico, begleitet von Luigia, Bartolo und Ruperto, welche Alle in diesem glücklichen Ereignisse ihr ei-

genes Glück fanden, schlugen zusammen den Weg nach Sperlinga ein. Auf dem Wege nach der Felsenzelle des Eremiten Romualdo sah man bei den ersten Strahlen der Sonne den gebesserten Alfonso in einem Einsiedlergewand und mit einem Rosenkranze in seinen gefalteten Händen wandern.

Federico nahm seine Güter wieder in Besitz, und fand im Kreise einer zärtlichen Gattin, eines hoffnungsvollen Kindes und des geliebten Vaters seiner Elvira das ungetrübteste Glück, den verdienten Lohn seiner Tugend, und diese Familie war bis in ein hohes Alter ein Muster von Frömmigkeit, Eintracht und Wohlthätigkeit, welche Gott mit seinem Segen reichlich beschenkte.

Nach Verlauf eines Jahres, während dessen Federico den Eremiten, seinen Bruder, welchen man nun in der Gegend unter dem Namen Romualdo kannte, öfters besucht hatte, kam ersterer eines Abends in die Felsenzelle. Ringsum war Alles still, und dießmal hörte er nicht, wie sonst, das laute Gebet des Einsiedlers. Er trat hinein, voll einer düstern Ahnung, und fand den Eremiten knieend vor einem hölzernen Kreuze, das er mit seinen erstarrten Armen fest umklammert hielt. Neben ihm lag ein Buch an der Stelle offen, wo der Eremit am häufigsten, und auch zuletzt gelesen hatte. Es waren darin mehrere Anmerkungen mit Blei geschrieben, worunter auch folgende:

In der Jugend frühsten Tagen,
Und mit deiner ganzen Kraft,
Mußt in Kampf du, ohne Zagen,
Treten mit der Leidenschaft!
Denn du bist ihr Knecht geworden,
Reicht sie dir den Giftpokal,
Wird dein Lebensglück dir morden
Und das Daseyn wird dir — Qual!

Nur die reine Tugend liebe!
Sie beseliget allein;
Nur das wahrhaft Gute übe,
Dann nur wirst du glücklich seyn!
Nie beflecke dein Gewissen
Mit der Sünde böser Lust! —
Ewig, wie mit Natterbissen
Wühlt sonst Reu' in deiner Brust!

Aber wenn in schwacher Stunde
Einst dein Schutzgeist von dir flieht, —
O, dann ruf mit Herz und Munde
Und mit reuigem Gemüth,
Um Vergebung deiner Sünde
Zu der ew'gen Vaterhuld,
Und dem wahrhaft reu'gen Kinde —
Wird erlassen seine Schuld.

Im Verlage der **Karl Kollmann'schen** Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu beziehen:

Brandner, C. (Lehrer am k. Taubstummen-Institute in München), Weihgeschenke zu verschiedenen Anlässen, oder Glückwünsche zum neuen Jahre, zu Geburts- und Namensfesten, Anreden, wenn ein Pfarrer ein- oder abzieht ꝛc., Anreden bei öffentlichen Prüfungen, Hochzeitlieder und Devisen, Denksprüche in Gebetbücher und zum Andenken an die erste heil. Kommunion, Stammbuch-Aufsätze und Grabschriften in gebundener Rede. Zweite verb. und verm. Aufl. 1840. 12. brosch. und roh. 48 kr. oder 12 ggr.

Brandner, C., Briefe zum neuen Jahre, zu Namens- und Geburtstagen für die Jugend und wohl auch für Erwachsene. 12. 1840. brosch. 12 kr. oder 3 ggr.

Galura, Bernard, (Fürstbischof von Brixen). Christkatholisches Gebetbüchlein für die liebe Jugend. 9te rechtmäßige Aufl. Mit 1 Kpfr. 12. 1837. ord. Pap. 15 kr. (ohne K. 12 kr.) Velinpap. 24 kr.

Gebetbüchlein, katholisches, für junge Christen. 2te verb., durch viele Zusätze und kurzen Kreuzweg verm. Aufl. Mit 1 Stahlst. 12. 1840. 12 kr.

Gläser, Dr. J., Eusebia, ein Gebet- und Erbauungsbuch für christliche Töchter. Mit 1 Kpfr. 12. 1837. Velinpapier 1 fl. oder 16 ggr. Druckpap. 36 kr. oder 8 ggr.

Hettenkofer, Georg, Leben der heiligen Johanna Franziska von Chantal, Stifterin der Salesianerinnen; den Zöglingen der weiblichen Lehr- und Erziehungsanstalt von Dietramszell bei dem Abschiede als Spiegel dargereicht. Nebst Lebensregeln und einem Unterrichte über christliche Nächstenliebe und Wohlthätigkeit. gr. 8. 1836. geh. 24 kr. oder 6 ggr.

Jais, P. Aeg., Lehr- und Gebetbüchlein für die lieben Kinder, das wohl auch Erwachsene brauchen können. 22ste mit den österreich. Meßgesängen verm. Aufl. 12. Mit 1 Kpfr. 6 kr.

Koch, P. Hieron., das heil. Abendmahl in biblischen Bildern. Zur Erbauung frommer Kommunikanten, wie auch zum Gebrauche für Prediger und Katecheten. Mit 1 Stahlst. gr. 12. Velindruckpap. schön geb. 40 kr.; ungeb. 30 kr., ord. Druckpap. ohne Stahlst. 18 kr.

Melania. Goldener Rath einer Mutter an ihre Tochter bei ihrem ersten Eintritte in die Welt. Aus dem Franz. 8. 1834. Velinpapier in eleganten Umschlag gebunden. 1 fl. 21 kr. oder 20 ggr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bourier, Felix,

Der Einsiedler in Sicilien, oder die Macht des Gewissens mit 1 Stahlstiche

Augsburg 1842

Paed.pr. 500
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759367-5